

Ausgabe 04 | 06

Heilpädagogik

4 / 06

online

Die Fachzeitschrift im Internet

Werner Schlummer

Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation mit Einrichtungen der Behindertenhilfe sowie Menschen mit geistiger Behinderung im Kontext barrierefreier Museumsangebote

Jochen Friedrich

Entscheidungsverhalten im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt

Ferdinand Klein

Heil-/Sonderpädagogik in der Slowakei - ein Erfahrungsbericht

Berichte
Rezensionen
Veranstaltungshinweise

Inhalt

Editorial.....	2
Werner Schlummer Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation mit Ein- richtungen der Behindertenhilfe sowie Menschen mit geistiger Behinderung im Kontext barrierefrei- er Museumsangebote	3
Jochen Friedrich Entscheidungsverhalten im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt.....	23
Ferdinand Klein Heil-/Sonderpädagogik in der Slowakei - ein Erfah- rungsbericht.....	42
Berichte.....	49
Rezensionen.....	51
Veranstaltungshinweise.....	65
Über die Autoren.....	74
Hinweise für Autoren.....	76
Leserbriefe und Forum.....	77

Heilpädagogik online 04/ 06
ISSN 1610-613X

Herausgeber und V.i.S.d.P.:

[Sebastian Barsch](#)
Lindenthalgürtel 94
50935 Köln

[Tim Bendokat](#)
Südstraße 79
48153 Münster

[Markus Brück](#)
Wallstraße 8
50321 Brühl

Erscheinungsweise: 4 mal jährlich
<http://www.heilpaedagogik-online.com>

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

diese Ausgabe beschließt den fünften Jahrgang von Heilpädagogik online und bietet Ihnen diese Themen:

Werner Schlummer befasst sich in seinem Beitrag mit Möglichkeiten einer Museumspädagogik, die sich um barrierefreie Angebote für Menschen mit Behinderungen bemüht. Dabei wirft er einen besonderen Blick auf wichtige Fragen der Öffentlichkeitsarbeit.

Wie stellt sich der Übergang von der Werkstatt für Menschen mit Behinderungen in den allgemeinen Arbeitsmarkt für Menschen mit geistiger Behinderung dar? Welche Faktoren beeinflussen hierbei die wesentlichen Entscheidungen und Weichenstellungen und wie kann eine sinnvolle und vor allem dialogische Unterstützung dieser Menschen in dieser Phase gestaltet werden? Jochen Friedrich hat solche Fragen in seiner Studie untersucht und stellt seine Ergebnisse und Folgerungen vor.

Ferdinand Klein wirft in seinem Bericht einen Blick über den Teller- rand der deutschsprachigen Heil- und Sonderpädagogik und berichtet über aktuelle Entwicklungen unseres Faches in der Slowakei.

Im Anschluss an den thematischen Teil finden Sie natürlich wieder Veranstaltungshinweise und aktuelle Buchbesprechungen.

Wir wünschen Ihnen wie immer eine anregende Lektüre. Sollte Ihnen etwas besonders gut oder auch gar nicht gefallen, teilen Sie uns bzw. den Autoren das doch einfach mit. Ihrer Diskussionsfreude können Sie in Form von Leserbriefen, Forumsbeiträgen, Buchbesprechungen und eigenen Artikeln frönen.

Sebastian Barsch

Tim Bendokat

Markus Brück

Werner Schlummer

Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation mit Einrichtungen der Behindertenhilfe sowie Menschen mit geistiger Behinderung im Kontext barrierefreier Museumsangebote

Öffentlichkeits- und Medienarbeit stellen generell wesentliche Methoden und Instrumente zur Kontaktaufnahme und Kontaktpflege dar. Im Kontext des Anspruchs an barrierefreie Museumsangebote ergibt sich hieraus eine besondere Herausforderung, die Kommunikation mit Einrichtungen der Behindertenhilfe allgemein und Menschen mit geistiger Behinderung speziell zu suchen und zu pflegen. Der Beitrag stellt grundsätzliche Aspekte der Öffentlichkeitsarbeit als ein strategisches Instrument dar und beschreibt thesenhaft Möglichkeiten für Aktivitäten im Rahmen von Museumspädagogik.

***Schlüsselwörter:* Öffentlichkeitsarbeit, Medienarbeit, Museumspädagogik, Behindertenhilfe, Barrierefreiheit, Kunst von Menschen mit geistiger Behinderung**

Public and media relations in general are essential methods and tools for getting and keeping in contact with people. In the context of the demand for accessible museums arises the special challenge to take up and to cultivate ways of communication with helping institutions for people with disabilities and especially people with mental handicaps. This article presents fundamental aspects of public relations as a strategic instrument and describes in theses possible activities of museums.

***Keywords:* public relations, media relations, museums, helping institutions for people with disabilities, accessibility, art of people with mental handicaps**

Einen wesentlichen Impuls für diesen Beitrag bildete eine Arbeitstagung des Bundesverbandes Museumspädagogik e.V., die sich am 20.2.2006 im Kunstmuseum Bonn mit der Thematik „Wirkungsvolle Öffentlichkeitsarbeit für barrierefreie Museumsangebote“ auseinan-

der gesetzt hat. So speziell ein solches Tagungsthema auf den ersten Blick scheinen mag, so grundsätzlich ist allerdings der Hintergrund, vor dem die Thematik gesehen und behandelt werden sollte. Denn sie ist ausgerichtet auf vielfältige Aspekte der Öffentlichkeits- und Medienarbeit; diese sind wesentliche Instrumente zur Darstellung konzeptioneller und praktischer Arbeitsfelder sowie produktbezogener Aktivitäten von Institutionen und Unternehmen. Dadurch dient Öffentlichkeits- und Medienarbeit immer auch der Imagepflege sowie der Kontaktaufnahme und -pflege. Im Bereich von öffentlichen Museen kommt als wesentlicher Aspekt der Kulturauftrag an sich und ein damit zu verbindender Bildungsauftrag im Bereich der bildenden Künste hinzu. Will das Museum als Zielgruppe auch Menschen mit Behinderung erreichen – und dieser Anspruch ist unumstritten – muss es entsprechende Konzeptionen und daraus abgeleitete Strategien entwickeln bzw. bestehende kontinuierlich fortschreiben. Dabei rückt nicht nur der einzelne Mensch mit Behinderung ins Blickfeld; vielmehr müssen derartige Strategien auch auf die Kommunikation mit Einrichtungen der Behindertenhilfe ausgerichtet sein.

Bevor sich hierzu der weitere Beitrag äußert, soll ein kurzes Zitat eine Einstimmung in den Kontext „Barrierefreiheit und Behinderung“ ermöglichen.



Abb. 1: Ausspruch aus einer Arbeitsgruppe von IncluCity Cologne – auf eine Postkarte gebracht und veröffentlicht im Rahmen der **kölnerimpulse** 2003 (Text: Dominique Neumann, Gestaltung: Wolfram Esser).

Der Ausspruch (Abb. 1) fiel in einer Arbeitsgruppe zur Vorbereitung des Europäischen Jahres für Menschen mit Behinderungen 2003. Ausgesprochen hat ihn eine junge Frau mit Behinderung, die sich bei der Initiative IncluCity Cologne in Köln engagiert. IncluCity Cologne ist ein Zusammenschluss von Menschen mit und ohne Behinderung mit dem Vorhaben, Köln zu einer inklusiven Stadt zu gestalten. Der Ausspruch verdeutlicht, wie Menschen mit Behinderung in der Lage sind, ihre eigenen Möglichkeiten und Grenzen, aber auch tagtäglichen Behinderungen zu erkennen und dies gleichzeitig humorvoll und hintergründig zum Ausdruck zu bringen. Dieser Ausspruch ist aber auch ein Hinweis darauf, Barrieren bzw. die damit verbundenen möglichen Behinderungen in ein anderes Licht zu rücken.

Persönlicher Bezug zu Kunst, Öffentlichkeitsarbeit und Menschen mit Behinderung

Mit diesem ersten Teil stelle ich kurz meinen eigenen Bezug zur Thematik dar. Damit will ich unterstreichen, dass einerseits ein solcher Bezug nur selten „vom Himmel fällt“ und dass andererseits ein entsprechender Hintergrund für ein konkretes Engagement sehr hilfreich bis wesentlich ist. Als Mitarbeiter der Heilpädagogischen Fakultät der Universität zu Köln ist die Verbindung zum Themenfeld „Geistige Behinderung“ per Dienstauftrag gegeben. Dem Arbeitsfeld „Geistige Behinderung“ bin ich darüber hinaus seit nunmehr fast 25 Jahren verbunden, nämlich seitdem ich seinerzeit als „frisch“ qualifizierter Diplompädagoge die Geschäftsführung des Lebenshilfe Ortsvereins in München übernommen habe. Aus diesem Kontext stammen auch die ersten Verbindungen zum Thema Kunst und Menschen mit Behinderung, auf die ich weiter unten noch eingehen werde. An dieser Stelle sei auch betont, dass dieser berufliche Hintergrund und Schwerpunkt natürlich auch die Auseinandersetzung mit Kunst, Behinderung und Barrierefreiheit beeinflusst. Dies führt im Rahmen dieses Beitrages etwa dazu, dass von mir aufgegriffene Beispiele vor allem diesen Personenkreis bzw. die so genannte geistige Behinderung berücksichtigen.

Eine zweite persönliche Quelle, die für das Thema wichtig ist, sprudelt aufgrund der Tatsache, dass ich vor dem Studium zum Diplompädagogen eine Ausbildung zum Redakteur bei einer Tageszeitung gemacht habe. Diese beiden beruflichen Qualifikationen bilden wesentliche Einflussgrößen. So kann ich aus vielen Beobachtungen, aber auch aus eigenen beruflichen Erfahrungen sagen, dass eine solche Verbindung wichtig ist. Für mich hat sich in den zurückliegenden Jahren daher die Position herauskristallisiert, dass Öffentlichkeitsarbeit in Institutionen der Behindertenhilfe als ein strategisches Instrument zu sehen und einzusetzen ist. In diesem Sinne ist

sie sicherlich auch für Museen ein wichtiges Instrument im Zusammenhang mit Qualitätsmanagement und Organisationsentwicklung. Denn dies sind auch für Museen heute entscheidende Verfahren.

Kunst von Menschen mit Behinderung im öffentlichen Raum

Verbunden mit eigenen beruflichen Erfahrungen in München ist auch der erste Bezug zum Thema Kunst und Menschen mit Behinderung. Genauer gesagt: Menschen mit geistiger Behinderung. Und der öffentliche Raum, in dem sich die Verbindung vollzog, war kein geringerer als das Bayerische Nationalmuseum in München. „Wir haben euch etwas zu sagen!“ – so war das Motto der Ausstellung mit Exponaten von Menschen mit geistiger Behinderung, die die Bundesvereinigung Lebenshilfe im Winter 1983/84 gemeinsam mit dem Bayerischen Nationalmuseum durchführte (BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE/BAYERISCHES NATIONALMUSEUM 1984). Es ging um das weite Feld des bildnerischen Gestaltens mit geistig Behinderten. Und für jemanden aus der „Geistigbehindertenszene“ war diese Aktion damals etwas „Gigantisches“: Menschen mit geistiger Behinderung stellen ihre Werke in einem Museum aus – noch dazu an einem solch ehrwürdigen Ort. Die Besonderheit der Ausstellung an sich lag seinerzeit auch in einer gewollten Ausstellungsserie, die durchaus schon eine Vorreiterrolle für das Thema Barrierefreiheit hatte. Vor der Ausstellung „Wir haben Euch etwas zu sagen – Bilder geistig Behinderter“ fanden im Bayerischen Nationalmuseum bereits Ausstellungen über bildnerisches Gestalten im Grundschul- und im Hauptschulalter statt. Im Vorwort zum Begleitbuch ist daher konsequent zu lesen, dass es gilt, „den bildnerischen Prozeß und sein konkretes Ergebnis in ihrer Bedeutung und Wirkung für die persönliche Entwicklung wie für die gemeinschaftliche Wirklichkeit zu erkunden“ (a.a.O., 9).

Seit der Zeit ist viel passiert. Dieses Ereignis liegt nunmehr über zwanzig Jahre zurück. Es gehört dennoch zu den wichtigen Impulsen, die künstlerisches Arbeiten mit Menschen mit geistiger Behinderung in den 1980er Jahren erhalten hat. Die damaligen Ereignisse waren und sind prägend für eine Art der Selbstverständlichkeit im Umgang mit Kreativität und künstlerischer Aktivität von Menschen mit geistiger Behinderung (vgl. auch beispielhaft BODENMÜLLER 1999, BRAUN 1999, EHRLICH/LINDMEIER 2005, GEKELER/GUDARZI/RICHTER 2001, LANDESVERBAND LEBENSHILFE BADEN-WÜRTTEMBERG 2005, MECHERLEIN 1999, STIFTUNG DEUTSCHES HYGIENE-MUSEUM/DEUTSCHE BEHINDERTENHILFE – AKTION MENSCH E.V. 2001, STILLER 2005). Abbildung 2 berücksichtigt beispielhaft einige weitere Stationen eines solchen künstlerischen Schaffens von Menschen mit geistiger Behinderung im öffentlichen Raum.

Kunst von Menschen mit geistiger Behinderung
im öffentlichen Raum:

- Kreative Werkstatt der Anstalt Stetten (Diakonie Stetten)
(seit Anfang 1980er Jahre)
- Kraichgauer Kunstwerkstatt
(seit Ende 1980er Jahre)
- „Schlumper von Beruf“
(seit 1993)
- Kunstwerkstatt der Lebenshilfe Pforzheim
(seit 1995)
- 1. Europäischer Kunstpreis für Malerei und Grafik
von Künstlern mit ‚geistiger Behinderung‘
(2000 - HPCA München)

Abb. 2: Beispiele und Stationen von Kunst von Menschen mit geistiger Behinderung im öffentlichen Raum.

Öffentlichkeitsarbeit als strategisches Instrument

Öffentlichkeitsarbeit wird von mir als ein strategisches Instrument verstanden. Firmen, Institutionen, Dienstleistungsunternehmen, Non-Profit-Unternehmen, Museen und Einrichtungen im Bereich der Behindertenhilfe müssen sich im Markt der Anbieter positionieren. Dafür sind bestehende oder zu entwickelnde Leitbilder, Konzepte und Programme in der Regel wesentliche Grundlagen. Diese sind gleichzeitig Instrumente für eine strategische Öffentlichkeitsarbeit. Verantwortliche in den Institutionen und Unternehmen setzen diese wichtigen Elemente ein, wenn es darum geht, die Aktivitäten des Unternehmens, der Organisation oder der Institution in der Öffentlichkeit darzustellen. Sinnvoll und richtig eingesetzt, verwandeln diese Elemente so die Öffentlichkeitsarbeit selbst zu einem strategischen Instrument.

Das sagt sich leicht, gelingt aber nur mit entsprechendem Know-how. Und selbst dies kommt im Arbeitsalltag an tagtägliche Grenzen, die häufig durch nicht ausreichende Kapazitäten der Akteure bestimmt werden. Konzept hin, Systematik her, es müssen Menschen und Zeit zur Verfügung stehen, Strategien zu realisieren. Und dennoch geht es nicht ohne professionelles Handeln. Dazu sind einige grundsätzliche Hinweise wichtig; diese gehen von der Notwendigkeit aus, dass Öffentlichkeitsarbeit bei reiner Pressearbeit nicht stehen bleiben darf.

Öffentlichkeitsarbeit ist im Wesentlichen „Beziehungsarbeit“. Es geht darum, das eigene Arbeitsfeld wirkungsvoll und positiv darzustellen. Auf diesem Wege soll eine gute Beziehung zur allgemeinen Öffentlichkeit, zu einem bestimmten Personenkreis oder zu einer speziellen Zielgruppe aufgebaut oder gepflegt werden. Diese Form der Beziehungsarbeit verfolgt dabei das Ziel, eigene, speziell zu bestimmende Ergebnisse zu erzielen.

Dass es im Kern immer nur auf den Erfolg der Methoden ankommt, verdeutlicht auch die folgende kleine Geschichte, die in Fachkreisen gern erzählt wird, um Unterschiede und Zusammenhänge im Bereich Öffentlichkeitsarbeit zu erläutern:

Wenn ein junger Mann eine junge Frau kennen lernt und ihr sagt, was für ein großartiger Kerl er ist, dann ist das Reklame.

Wenn er ihr stattdessen sagt, wie reizend sie aussieht, dann ist das Werbung.

Aber wenn sich die junge Frau für ihn entscheidet, weil sie von anderen gehört hat, was für ein toller Kerl er ist, dann ist das ein Ergebnis von Öffentlichkeitsarbeit.

Was hat dies nun mit dem Arbeitsfeld Museum zu tun? Man muss die Geschichte nur ein wenig verändern, um die Aussage der vorigen Geschichte im musealen Kontext leichter zu verstehen:

Wenn die Museumspädagogin Annette König bei dem Besuch der Reha-Messe in Düsseldorf zwei Lehrerinnen mit einer Gruppe offensichtlich behinderter Schüler am Stand des Kultusministeriums anspricht und ihnen sagt, dass sie die Museumspädagogin in einem ganz tollen Museum ist, dann ist das Reklame.

Wenn sie den Lehrerinnen stattdessen sagt, dass die aufgeweckten Schüler sicherlich sehr viel Spaß haben dürften bei einem Besuch eines ihrer Kurse im Museum, dann ist das Werbung.

Aber wenn die Lehrerinnen beim Standgespräch mitbekommen haben, dass Frau König die Leiterin der Museumspädagogik im Museum XY ist, und sie daraufhin Frau König ansprechen, dass sie von der tollen Arbeit dort besonders auch für Menschen mit geistiger Behinderung gehört haben und ob sie mit ihrer Klasse nicht auch

einmal die Möglichkeit eines Kurses haben könnten, dann ist das ein Ergebnis von Öffentlichkeitsarbeit.

Diese beiden Geschichten unterstreichen, wie komplex einerseits Öffentlichkeitsarbeit sein kann. Und sie verdeutlichen, dass sich Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen einer Institution im Grunde nicht sehr unterscheidet von der Beziehungsarbeit im privaten Bereich: Es geht immer um ein gemeinsames Ziel und um Ausdauer. Dabei fängt Öffentlichkeitsarbeit nie beim Punkt Null an, da schon immer bestimmte Erfahrungen vorliegen – negative wie auch positive.

Ausgehend von diesen Erläuterungen lassen sich bei der Öffentlichkeitsarbeit im Wesentlichen vier Arbeitsbereiche beschreiben (BRAUER 1993, 34):

- Medienarbeit (für die Beziehungen zu den Nachrichtensmittlern und Medienschaffenden),
- Publikumsarbeit (für das Gespräch mit dem Nutzer und den Zielgruppen),
- Innerbetriebliche Kommunikation (als eine wesentliche Stütze der MitarbeiterInnen-Kommunikation),
- Verbands- und politische Arbeit (die vor allem auf Entscheidungsträger in gesellschafts- und sozialpolitischen Strukturen ausgerichtet ist und häufig mühsame Gremienarbeit beinhaltet)

Zu diesen vier Arbeitsbereichen lassen sich jeweils etliche Methoden, Instrumente und Medien anführen. Sie alle zusammen geben wichtige Antworten bei der Auseinandersetzung mit professioneller Öffentlichkeitsarbeit und der Frage nach der eigenen Professionalität. Der Ruf nach Professionalität kann allerdings auch zur qualvollen Last werden, wenn ständig eigene Grenzen im beruflichen Alltag erreicht werden.

Dennoch sind die vier folgenden Prinzipien als grundlegende Erkenntnisse zur Öffentlichkeitsarbeit wesentlich (WIBELITZ 1992, 162ff.):

- Öffentlichkeitsarbeit ist notwendig;
- Inhalt und Form der Öffentlichkeitsarbeit haben gleiches Gewicht;
- Öffentlichkeitsarbeit kostet Geld und viel Zeit;
- Professionelle Öffentlichkeitsarbeit arbeitet nach der Devise: Nicht kleckern, klotzen.

Diese vier Prinzipien sind nicht unbedingt nur Mut machend. Sie sind durchaus auch problematisch, wenn man im Alltag vom idealtypischen Fall abweichen muss. Aufgrund eines vernünftigen Realitätsbezuges in der Öffentlichkeitsarbeit füge ich deshalb eine fünfte Erkenntnis hinzu (SCHLUMMER/SACK 1999):

- Ausnahmen sind möglich – und Mut zur Lücke muss immer vorhanden sein.

Verbunden mit den dargestellten Prinzipien gehört zum grundsätzlichen Vorgehen auch der Hinweis auf grundlegende Abläufe. Die folgende Systematik gilt dabei nicht nur für die Öffentlichkeitsarbeit; vielmehr ist sie in ähnlicher Weise z.B. auch von Projektplanungen her bekannt.

Öffentlichkeitsarbeit ist auf fünf Phasen ausgerichtet (SCHLUMMER 2003):

1. Den Ist-Stand ermitteln: die Bestandsaufnahme zum ausgewählten Thema.
2. Den Soll-Stand definieren: die Zielvereinbarung.
3. Die konkreten Aktionen festlegen: die Kampagne.
4. Die einzelnen Schritte abarbeiten: die Durchführung.
5. Die Aktionen unter die Lupe nehmen: die Auswertung.

Durch diese kurze Darstellung systematischer Aspekte von Öffentlichkeitsarbeit sind gleichzeitig wesentliche Grundzüge skizziert. Im nächsten Themenkomplex geht es nunmehr um konkrete Strategien im Bereich Öffentlichkeitsarbeit für barrierefreie Museumsangebote.

Öffentlichkeitsarbeit für barrierefreie Museumsangebote

Für dieses spezielle Thema ist das Gespräch mit der bzw. der direkte Kontakt zu der Zielgruppe elementar. Dies ist umso wichtiger, da hier zwei Gruppen aufeinander treffen, die beide in Sachen Öffentlichkeitsarbeit offensichtlich einen Professionalisierungsschub benötigen. Zumindest gilt m.E., dass Einrichtungen der Behindertenhilfe – von großen Institutionen einmal abgesehen – in Sachen Öffentlichkeitsarbeit immer noch sehr unerfahren, nicht aktiv genug und auch unprofessionell agieren.

Vor diesem Hintergrund sind die vier Thesen zu sehen, die ich im Folgenden aufstelle und jeweils kurz ausführe.

1. These:

Museen bzw. Museumspädagogen können die „Bringschuld Öffentlichkeitsarbeit“ leichter in die Gestaltung der Kommunikation mit der Zielgruppe „Menschen mit Behinderung“ einbringen als in die mit anderen Zielgruppen.

Menschen mit Behinderungen und ihre Familien sind in besonderer Weise durch vielfältige Kontakte zu Institutionen sozialisiert und „gebündelt“. Das hat mit der Besonderheit von Behinderung, einem in der Regel höheren Hilfebedarf und unserem Sozialstaatsprinzip

zu tun. Familien, in denen Behinderung Thema ist, haben seit frühesten Lebensjahren des behinderten Angehörigen Kontakte zu allen möglichen Stellen, Diensten und Einrichtungen. Das beginnt mit Sozialpädiatrischen Zentren und Frühfördereinrichtungen, Heilpädagogischen Kindergärten, Sonderschulen und Familienentlastenden oder -unterstützenden Diensten bis hin zu Werkstätten für behinderte Menschen und Wohneinrichtungen. Nicht selten nutzen Familien oder die Menschen mit Behinderung selbst auch Selbsthilfe- oder Selbstvertretungsorganisationen bzw. Verbände im Bereich ihrer Behinderungsart. Wenn ich von „Bündelung“ spreche, meine ich vor allem die Chance, alle diese Dienste und Einrichtungen nutzen zu können, direkter auf die Zielgruppe Menschen mit Behinderung und ihre Familien oder Angehörigen zugehen zu können. Für eine mögliche Kontaktaufnahme stellen diese Institutionen daher wichtige Multiplikatoren dar. Die Zielgruppe ist auf diesem Weg und über diese Institutionen erreichbar.

2. These:

In Sachen Öffentlichkeitsarbeit unerfahrene Institutionen der Behindertenhilfe sind froh, wenn andere auf sie zugehen und die Besonderheit der Behinderung wahrnehmen oder sogar schätzen.

Hinter der zweiten These verbirgt sich eine Kommunikations- oder Interaktions-Binsenweisheit, dass nämlich bei eigener Unsicherheit ein Entgegenkommen eines Anderen oder des Gegenüber in der Regel als eigene Entlastung wahrgenommen wird.

Auch dies können sich Museumsfachleute zu Nutze machen, indem sie auf diese Zielgruppe zugehen, um Angebote zu unterbreiten, Zusammenarbeit anzubieten und die besonderen Kompetenzen von Menschen mit Behinderung und ihrer Angehörigen bzw. der einbe-

zogenen Fachleute für die museale Bildungsarbeit zu nutzen. Die bei der 1. These begonnene exemplarische Liste von möglichen Ansprechpartnern und Institutionen lässt sich bei dieser These erweitern. Zu berücksichtigen sind z.B. auch spezielle Vereine oder Organisationen wie Behindertensportvereine, Einrichtungen der Erwachsenenbildung für Menschen mit Behinderung, aber auch Wohlfahrtsverbände, Landesarbeitsgemeinschaften Hilfe für Behinderte oder so genannte People First- bzw. Mensch zuerst-Gruppen. Wenn es gelingt, vorurteils- und mitleidsfrei auf diese Menschen und Institutionen zuzugehen, sind aufgeschlossene und interessierte Gesprächs- und Projektpartner anzutreffen.

3. These:

Ein wichtiger Schritt zum Abbau von Barrieren kann dadurch realisiert werden, dass man die museumspädagogische Arbeit zur Zielgruppe bringt.

Diese These soll nicht der Verwirklichung einer Methode als allein gültige dienen. Vielmehr sehe ich in den möglichen Aktivitäten im Sinne dieser These eine Art Durchgangsstation, um Kontakte anzubahnen, Scheu vor einem Musentempel abzubauen und damit letztlich die Schwellenangst zu reduzieren oder gar ganz zu beseitigen. Aus dem Bereich der Sozialen Arbeit ist der Begriff des niederschweligen Angebotes bekannt. Aber auch z.B. Theater nutzen ähnliche Ideen, um neue oder andere Zielgruppen zu erreichen, wenn sie Spielorte aus dem „großen Haus“ in andere Räumlichkeiten verlagern. Dahinter steht aus meiner Sicht nichts anderes, als mögliche Schwellen zu verringern. Das „Museum vor Ort“ – das dann durchaus auch ein Kunstwanderweg sein kann (DITBERT/VOLLMER 1999) – bietet die Möglichkeit, mit entsprechenden Ko-

operationspartnern aus dem Bereich der Behindertenhilfe gemeinsam in diese Richtung zu gehen. Im Kontext von Integration und Inklusion bzw. Teilhabe und Partizipation erscheint ein solches Vorgehen vielleicht eher als ein Rückschritt in Richtung Segregation. Das soll nicht intendiert sein. Vielmehr geht es um mögliche Zwischenschritte, die genau zu überlegen sind und bei deren Planungen es vor allem auf eine konkrete Klärung oder Eingrenzung der Zielgruppe ankommen muss. Diese dritte These hat eine mögliche besondere Relevanz, wenn es z.B. um Menschen mit schweren oder komplexen Behinderungen geht. Diese könnten zu einer solchen, zeitweilig einzugrenzenden Zielgruppe gehören.

Im Mittelpunkt der bisherigen Thesen stand vor allem die Zielgruppenarbeit als eine Sonderform und gleichzeitig Bestandteil der Öffentlichkeitsarbeit. Dies führt zur vierten und letzten These.

4. These:

Das Integrieren der Zielgruppenarbeit in die allgemeine Öffentlichkeitsarbeit und besonders in die Presse- bzw. Medienarbeit leistet einen Beitrag für ein barrierefreies Museum.

Es ist fast ebenfalls eine Binsenweisheit zu sagen, dass Öffentlichkeitsarbeit nicht im Stillen geschehen kann. Öffentlichkeitsarbeit ist vor allem auch Image-Arbeit und das bedeutet: Möglichst präsent sein. Konkret bedeutet dies, dass die einzelnen Phasen oder bestimmte Inhalte der vielfältigen angesprochenen oder angedeuteten Aktivitäten flankierend durch gezielte Presse- und Medienarbeit begleitet werden müssen. Damit lassen sich aus meiner Sicht gleich mehrere Ziele verfolgen:

- Das Museum mit seinen Aktivitäten und Projekten kann in Medien (lokale Tageszeitung, Funk und Fernsehen) dargestellt werden.
- Mit dieser Form der Öffentlichkeitsarbeit lassen sich der Beitrag und das Engagement der kooperierenden Einrichtung der Behindertenhilfe bestätigen.
- Mit der Berichterstattung über die Aktivitäten und Projekte lässt sich via Medien eine größere Zielgruppe bzw. die Bevölkerung im Einzugsgebiet der Medien erreichen.
- Auf diese Art und Weise lassen sich auch Informationen über Menschen mit Behinderungen und ihre Möglichkeiten im kulturellen Kontext verbreiten.
- Diese Berichte können auch anderen Menschen mit Behinderung bzw. ihren Familien oder professionellen Begleitern in Institutionen Mut machen, sich für kulturelle Bildung bzw. bildende Kunst zu interessieren.
- Schließlich leisten alle diese Aktivitäten auch indirekt – und damit unterstützend und flankierend – einen Beitrag zur Teilhabe von Menschen mit Behinderung.
- Alles in allem entstehen auf diese Weise Stationen auf dem Weg zur Barrierefreiheit; letztlich durch konkretes Handeln, durch Informationen darüber und das damit verbundene Bearbeiten einer wie auch immer gearteten Schwellenangst oder einer falschen Vorstellung von Kunst und künstlerischer Bildung.

Durch die Thesen und die damit verbundenen Erläuterungen kann ich vor allem auch deutlich machen, welche Kompetenzen MuseumspädagogInnen in eine erfolgreiche Öffentlichkeitsarbeit für ein barrierefreies Museum einbringen können und sollten. Diese will ich – auf der Basis von SCHLUMMER 1996 und 2003 – zusammenfas-

send und abschließend noch einmal auf das Arbeitsfeld Museumspädagogik beziehen und darstellen:

- Öffentlichkeitsarbeiter müssen kooperieren und interagieren können: Mit dieser zentralen Qualifikation wird es gelingen, sich souverän in dem Arbeitsfeld Öffentlichkeitsarbeit zu bewegen, das wesentlich von der Kommunikation lebt. In diesem Sinne entsprechen sich das Arbeitsfeld Öffentlichkeitsarbeit und Museumspädagogik: In beiden Bereichen ist die Kommunikation von elementarer Bedeutung.
- Öffentlichkeitsarbeiter müssen in hohem Maße reflektieren, überprüfen, evaluieren und kritisieren können: Mit diesen Kompetenzen wird es gelingen, konzeptionell und systematisch zu arbeiten. Dabei geht es u.a. auch darum, Strategien zu entwickeln, die kurz-, mittel- und langfristige Ziele beinhalten. Dabei beziehen Öffentlichkeitsarbeiter Gesprächspartner außerhalb und innerhalb der eigenen Einrichtung in den Prozess des Reflektierens ein.
- Öffentlichkeitsarbeiter und andere beteiligte Personen sollten diese Ansprüche im Alltag umsetzen können. Wenn in museumspädagogischen Projekten gemachte Erfahrungen und geforderte Professionalität einfließen in weitere diverse Aktionen und Aktivitäten – wie etwa in einen Tag der offenen Tür, in kreative Aktionen im „Museum vor Ort“, in Publikationen und Informationsbroschüren bis hin zur Berücksichtigung auf der Homepage des Museums –, so wird eine Qualitätsverbesserung im Bereich Öffentlichkeitsarbeit erkennbar sein. Die Folge daraus: Eine positive Rückkoppelung auf das Image der beteiligten Einrichtung und das Museum, aber auch ein Motivationsschub für alle Beteiligten. Hinsichtlich der Präsentationen auf den Homepages von Museen wird sich jeder Betrachter seine eigene Meinung bilden;

ob diese auf barrierefreien Wegen entstanden ist oder nicht, sei dahin gestellt. Anregende Beispiele dafür können sein:

Deutsches Hygiene-Museum Dresden:

<http://www.dhmd.de/neu/>

Deutsches Technikmuseum Berlin:

<http://www.dtmb.de/>

Museen Basel online:

<http://www.museenbasel.ch/>

Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland
Bonn:

<http://www.kah-bonn.de/>

Kunstmuseum Bonn:

<http://www.kunstmuseum-bonn.de/>

Abschließend seien noch einige Anmerkungen zum Begriff „Barrierefreiheit“ gemacht. Sicherlich hätte er in diesem Beitrag durchaus häufiger vorkommen können. Ich habe ihn bewusst zurückhaltend eingesetzt, da es aus meiner Sicht eine absolute Barrierefreiheit nicht gibt. Und das hängt einerseits mit bestehenden Menschenbildern zusammen, andererseits mit der großen Unbekannten im Kontext Kommunikation und Rezeption von Inhalten, Botschaften und Signalen. Dies trifft grundsätzlich und damit auch auf den Personenkreis Menschen mit so genannter geistiger Behinderung zu. Bei diesem Personenkreis kommt für Menschen aus dem Umfeld erschwerend hinzu, dass diese oft nicht wissen, was ein Mensch mit geistiger Behinderung wahrnimmt oder wirklich „versteht“. Daher steckt für mich bei dieser Zielgruppe die besondere Herausforderung, um ein barrierefreies, wie dann auch immer geARTetes Museum zu erreichen. Wenn der Untertitel der Dresdner Ausstellung über den „(im-)perfekten Menschen“ das „Recht auf Unvollkommenheit“ unterstrichen hat (STIFTUNG DEUTSCHES HYGIENE-MU-

SEUM/DEUTSCHE BEHINDERTENHILFE – AKTION MENSCH E.V. 2001), ist für mich gleichzeitig auch die Position anzuerkennen: Barrierefreiheit ist als Anspruch und zu erstrebendes Ziel wichtig. Das Erreichen vollständiger Barrierefreiheit ist allerdings eine Utopie. Nicht, weil Menschen sich dafür nicht genug einsetzen, sondern weil menschliche Begegnung immer nur individuell vollkommen, einzigartig und damit relativ ist. Dass Museumsfachleute dies nachvollziehen können, dessen bin ich mir sicher. Dies gilt gleichermaßen aber auch für Professionelle im Bereich der Behindertenhilfe. Den Museumsfachleuten begegnet allerdings in der Arbeit sicherlich häufig das geflügelte Wort: Über Geschmäcker lässt sich trefflich streiten. Vielleicht steckt aber auch gerade in dem Ausdruck der Frau vom Anfang dieses Beitrages und in der damit verbundenen Sichtweise eine große Chance, pointiert, humorvoll und selbstkritisch an das Thema Barrierefreiheit heranzugehen.

Literatur

- BODENMÜLLER, M.: Skulpturen für das Sindelfinger Wohnheim. In: Erwachsenenbildung und Behinderung 2/99, Gesellschaft Erwachsenenbildung und Behinderung, Berlin 1999, 13-19
- BRAUER, G.: ECON-Handbuch der Öffentlichkeitsarbeit. Econ-Verlag, Düsseldorf, Wien, New York, Moskau 1993
- BRAUN, E.: Lernziel ‚Lebenskunst‘. Das Glashaus – ein kleines Projekt mit großen Zielen. In: Erwachsenenbildung und Behinderung 2/99, Gesellschaft Erwachsenenbildung und Behinderung, Berlin 1999, 22-24
- BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE/BAYERISCHES NATIONALMUSEUM MÜNCHEN (Hrsg.): Wir haben euch etwas zu sagen. Bildnerisches Gestalten mit geistig Behinderten. Universitätsdruckerei Wolf und Sohn, München 1984
- DITPERT, S./VOLLMER, M.: Kunstwanderweg im Enztal. Aktionen der Lebenshilfe Vaihingen-Mühlacker e.V. zum 30jährigen Bestehen im Jahr 1998. In: Verbandsdienst der Lebenshilfe 2/99, Bundesvereinigung Lebenshilfe, Marburg 1999, 15-19

- EHRlich, A./LINDMEIER, B.: Das Museum als Bildungsort. Angebote im Museum für Natur und Mensch in Oldenburg für Schülerinnen und Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf im Bereich der geistigen Entwicklung. In: Geistige Behinderung 4/05, Bundesvereinigung Lebenshilfe, Marburg, 309-320
- GEKELER, G./GUDARZI, A./RICHTER, A.: Kunstgruppen. Projekte für bildnerisches Gestalten geistig behinderter Menschen. Lebenshilfe-Verlag, Marburg 2001
- LANDESVERBAND LEBENSHILFE BADEN-WÜRTTEMBERG (Hrsg.): Künstler der Lebenshilfe. Edition Braus im Wachter Verlag, Heidelberg 2005
- MECHERLEIN, K.: 1. Europäischer Kunstpreis für Malerei und Grafik von Künstlern mit ‚geistiger Behinderung‘ durch das Heilpädagogische Centrum Augustinum (HPCA) in München im Jahr 2000. In: Erwachsenenbildung und Behinderung 2/99, Gesellschaft Erwachsenenbildung und Behinderung, Berlin 1999, 26-27
- SCHLUMMER, W.: Öffentlichkeitsarbeit: Die wichtigsten Spielregeln! Reklame – Werbung – Öffentlichkeitsarbeit. In: Unternehmen Kindergarten & Co., mvg-Verlag, Landsberg am Lech 03/2003, Kap. 5.2.3, 1-12
- SCHLUMMER, W.: Öffentlichkeitsarbeit: Die wichtigsten Spielregeln! Grundregeln beim Artikelschreiben beachten. In: Unternehmen Kindergarten & Co., mvg-Verlag, Landsberg am Lech 06/2002, Kap. 5.2.2, 1-8
- SCHLUMMER, W.: Öffentlichkeitsarbeit: Die wichtigsten Spielregeln! Presse- und Medienarbeit erfolgreich gestalten. In: Unternehmen Kindergarten & Co. - Grundwerk, mvg-Verlag, Landsberg am Lech 11/2001, Kap. 5.2.1, 1-19
- SCHLUMMER, W.: Vom Dokumentieren zum Informieren. Das Methodenrepertoire erweitern, Handlungskompetenzen aneignen – Die Professionalisierung in sozialen Feldern durch Qualifizierung in Öffentlichkeitsarbeit vorantreiben. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 1+2/1996, Wohlfahrtswerk für Baden-Württemberg, Stuttgart 1996, 31-33
- SCHLUMMER, W./SACK, R.: Mut zur Lücke. Wenn die Realität den Takt bestimmt – Öffentlichkeitsarbeit in Baden-Württemberg. In: Verbandsdienst der Lebenshilfe 2/99, Bundesvereinigung Lebenshilfe, Marburg 1999, 22-25
- STIFTUNG DEUTSCHES HYGIENE-MUSEUM/DEUTSCHE BEHINDERTENHILFE – AKTION MENSCH E.V. (Hrsg.): Der (im-)perfekte Mensch. Vom Recht auf Unvollkommenheit. Begleitbuch zur Ausstellung. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit 2001

STILLER, R.: Lebenswelten. Internationale Tagung 20.-23. April in Schweinfurt. In: Erwachsenenbildung und Behinderung 2/05, Gesellschaft Erwachsenenbildung und Behinderung, Berlin 2005, 32-36

WIBELITZ, G.: Öffentlichkeitsarbeit im sozialen Bereich. In: BRÜCKNER, M. (Hrsg.) (1992): Frauen und Sozialmanagement. Lambertus, Freiburg i. Br. 1992, 148-162

Zu zitieren als:

SCHLUMMER, Werner: Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation mit Einrichtungen der Behindertenhilfe sowie Menschen mit geistiger Behinderung im Kontext barrierefreier Museumsangebote. In: Heilpädagogik online 04/06, 3-22
http://www.heilpaedagogik-online.com/2006/heilpaedagogik_online_0406.pdf,
Stand: 11.10.2006

[Kommentieren Sie diesen Artikel!](#)

Jochen Friedrich

Entscheidungsverhalten im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt

In einer qualitativen Studie wird das Entscheidungsverhalten von Menschen mit geistiger Behinderung im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt aus deren eigener Erlebensperspektive analysiert. Dabei wird der subjektive Bedarf an Orientierung in einer kritischen Statuspassage erkennbar. Als wichtigstes handlungssteuerndes Konzept wird eine „emotionale Entscheidungsorientierung“ identifiziert. Entsprechend müssen wirksame Entscheidungs-Unterstützungssysteme die Akteure in ihrer emotionalen Ausbalancierung von personaler und sozialer Identität erreichen, um Orientierungsfähigkeit, psychisches Wohlbefinden und soziale Verwirklichung im Entscheidungsprozess zu fördern. Eine dialogische Begleitung von Menschen mit geistiger Behinderung in beruflichen Übergängen sollte diese Dimensionen berücksichtigen.

***Schlüsselwörter:* geistige Behinderung, Entscheidungsverhalten, emotionale Orientierung, Statuspassage, WfbM-Beschäftigung, allgemeiner Arbeitsmarkt, Biografiearbeit**

The decision-making behaviour of mentally handicapped people when being transferred from the WfbM (Werkstätten für behinderte Menschen – Workshops for handicapped people) to the general labour market is analysed from their own perspective in a qualitative study. The subjective need for orientation in a critical status passage becomes evident here. "Emotional decision-making orientation" is identified as being the most important concept for guiding actions. Accordingly, effective decision-making support systems have to connect with the actors in their emotional balancing of personal and social identity in order to promote their ability to orient themselves and to boost their mental well-being and social fulfilment in the decision-making process. Support of mentally handicapped people undergoing employment transitions by means of dialogues should take these dimensions into consideration.

***Keywords:* mentally handicapped, decision-making behaviour, emotional orientation, status passage, WfbM employment, general labour market, biography work**

Einleitung

Der Autor der hier dargelegten Untersuchung ist bei den Delme-Werkstätten gGmbH für den Qualifizierungs- und Vermittlungsdienst für WfbM-Beschäftigte in den Landkreisen Diepholz und Oldenburg sowie der Stadt Delmenhorst zuständig, der im Rahmen des niedersächsischen ESF-Projektes zur Förderung von Übergängen von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt bei 40 Werkstattträgern für Menschen mit geistiger und psychischer Behinderung mit der Laufzeit 2000 – 2006 eingerichtet wurde.

Bei der Begleitung von landesweit inzwischen weit über 1000 ProjektteilnehmerInnen (LAG WFBM NDS 2004) waren Irritationen bezüglich des konkreten Entscheidungsverhaltens der Betroffenen entstanden. Die individuellen Praktika und Probebeschäftigungen beinhalteten auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen eine berufliche Wahlmöglichkeit zwischen der Beschäftigung in der WfbM und der auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Aus der Beobachterperspektive waren trotz intensiver Vorbereitung und Begleitung des Übergangs auf den allgemeinen Arbeitsmarkt eine Reihe von Entscheidungen nur sehr begrenzt nachvollziehbar – dies betraf das Wahlverhalten sowohl für als auch gegen einen Wechsel auf den allgemeinen Arbeitsmarkt – und sie beinhalteten Hinweise auf Inkongruenzen im Entscheidungshandeln. Vor allem blieben Anspruch und Maßstäbe selbstbestimmten Entscheidens aus der Betroffenenperspektive auf dem Hintergrund der weitgehenden Chancen und Risiken der Statuspassage zum allgemeinen Arbeitsmarkt weitgehend undeutlich. Damit waren auch die individuellen und kollektiven Bewältigungsstrategien der ProjektteilnehmerInnen zu wenig nachvollziehbar und konnten folglich nur ungenügend für entschei-

dungsbegleitende Maßnahmen der verantwortlichen Qualifizierungs- und Vermittlungsdienste genutzt werden.

Diesen „Grauschleier“ über dem Entscheidungsverhalten von Menschen mit geistiger Behinderung in einer komplexen Lebenssituation zu lüften war das Ziel der empirischen Studie „Orientierung im Entscheidungsprozess: Menschen mit geistiger Behinderung und der allgemeine Arbeitsmarkt“. Zu den subjektiven Entscheidungsherausforderungen im beruflichen und sozialen Veränderungsprozess sowie zu dem erlebten Bedarf an Entscheidungsbegleitung lagen für WfbM-Beschäftigte bislang keine empirischen Daten vor. Für die Untersuchung krisenhafter Lebenssituationen und prekärer Lebensübergänge boten sich qualitative Forschungsstrategien an, welche die Theoriebildung als Ergebnis der Rekonstruktion einer subjektiv erlebten Wirklichkeit im dialogischen Prozess der sozialen Akteure auffasst (FLICK u.a. 2000, 21). In der qualitativen Forschung interessieren die Handlungsmuster, die eine kollektive Verbindlichkeit besitzen, ohne die Eigenleistung des Individuums im Umgang mit gesellschaftlichen Gegebenheit zu übergehen (HOPF 1982, 311).

Je umfangreicher das (professionelle) Vorwissen gegenüber dem Untersuchungsgegenstand war – wovon beim Autor der Studie aufgrund seiner professionellen Tätigkeit in einem Qualifizierungs- und Vermittlungsdienst ausgegangen werden musste – umso stärker war das Bemühen um einen ausreichend „fremden Blick“ (HONER 2000, 197) zu beachten, d.h. beruflich bedingte Vorhypothesen waren transparent zu machen und in Frage zu stellen. Mit der „Grounded Theory“ nach GLASER und STRAUSS (1998) wurde als qualitative Forschungsmethode ein empirisches Verfahren eingesetzt, das nicht vor allem um eine Überprüfung bestehender Hypo-

thesen bemüht ist, sondern auf die Generierung neuer, soziales Handeln erklärender Theorien zielt, die auf den gewonnenen Daten gründen. Das Datenmaterial wurde in 32 halboffenen und leitfadengestützten Interviews gewonnen, die mit TeilnehmerInnen des niedersächsischen ESF-Projektes in den Jahren 2003-2004 durchgeführt wurden. Die Untersuchungsfragen bezogen sich auf die Motive zur Teilhabe am Arbeitsleben, die durch die Projektteilnahme hervorgerufen wurden, das Erleben der Überganges auf den allgemeinen Arbeitsmarkt und die subjektive Bewältigung der Entscheidungsherausforderungen (FRIEDRICH 2006).

Ergebnisse

Interessen an der Projektteilnahme

Die Befragten erlebten die Projektangebote als Überraschung, auf die sie sich erst kognitiv und emotional einstellen mussten. Sie reagierten fast ausschließlich in einer Weise, die ihnen auch bei Entscheidungsunsicherheit die Teilnahme ermöglichte. Es bestand ein großes Interesse an einer Verbesserung der wirtschaftlichen Situation, wobei die Vergütung der Arbeitsleistung in der WfbM hinsichtlich Lohnhöhe und -gerechtigkeit als besonderer Ausdruck eines stigmatisierenden Beschäftigungsverhältnisses verarbeitet wurde. Auch beim Vergleich mit den bisherigen Tätigkeiten in der WfbM fiel eine stark verallgemeinernde Beurteilung zugunsten der Arbeitsinhalte auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt auf, die per se als herausfordernder und der eigenen Leistungsfähigkeit angemessener eingestuft wurden. Diese scharf abgrenzende Gegenüberstellung der Arbeits- und Lebensorte WfbM und Erwerbsleben ließ sich dadurch erklären, dass das Interesse an der Projektteilnahme und an einem Wechsel in ein normalisiertes Berufsleben durch eine allgemeine Statusaufwertung bestimmt wurde. Zum Merkmal des angestrebten Status wurde die persönliche Leistungsfähigkeit in Abgrenzung zur

stigmatisierend unterfordernden Welt der Behinderten gemacht, die in einem ausschließlich individuellen Kraftakt überwunden werden sollte. Die Motivation hierfür ließ sich in biografischen Rückgriffen der Befragten entschlüsseln. Es bestand eine durchgehende Tendenz, mit der bisherigen „behinderten Biografie“ abzurechnen und diese baldmöglichst abzuschließen. Dabei hatte es im Kontext der Entscheidungssituation eines Wechsels auf den allgemeinen Arbeitsmarkt den Anschein, dass die befragten ProjektteilnehmerInnen ein erstaunlich geringes Interesse an der Weiterentwicklung bestehender und dem Aufbau neuer sozialer Beziehungen besaßen. Die demonstrativ vorgetragene soziale Bedürfnislosigkeit ging bis zur Selbsteinordnung „Einzelgänger“; dies hatte den Nutzen, verletzende soziale Isolation zu sublimieren und Energien zur individuellen Statusveränderung als erhofftem Ausweg zu mobilisieren.

Erleben der Projektangebote

Die Befragten erlebten die Projektteilnahme als einmalige individuelle Entwicklungschance, die sich mit dem wahrnehmbaren sozialen Zutrauen ermutigend von den Erfahrungen der bisherigen Sozialisation abhob. Positive Erwartungssignale des relevanten sozialen Umfelds wirkten unterstützend für das Entscheidungshandeln der Akteure und mobilisierten entsprechende Handlungsenergien. Das soziale Feedback wurde aber fast ausschließlich als Bestätigung bzw. Nichtbestätigung individueller Kompetenzen als Ausdruck des Maßes personaler Wertschätzung verarbeitet. Enttäuschung wurde vor allem bei Versagung persönlicher Anerkennung und Aufwertung erlebt. Zur Misserfolgsvermeidung wurde eine lückenlose Anpassung an betriebliche Leistungsanforderungen und Wertmaßstäbe des allgemeinen Arbeitsmarktes antizipiert. Anpassungsleistungen wurden als persönliches Alleinstellungsmerkmal und Eignungsnachweis dargestellt. Sie bezogen sich subjektiv vor allem auf physische

und psychische Robustheit in einer Stress erzeugenden Arbeitsumwelt. Bei erlebter Überforderung herrschte die Auffassung vor, sich in jedem Fall „zusammenreißen“ zu müssen. Offener Widerstand gegenüber Anforderungen stand als Handlungsalternative nicht zur Verfügung. Auch hier bestätigte sich eine weitgehend binär präjudizierte Weltsicht: Personale Anerkennung und Erfolg bei der Projektteilnahme wurde nur für entsprechend „starke“ und anpassungsfähige Menschen erwartet.

Erleben des Entscheidungsprozesses

Die Befragten schätzten sich in ihrer Mehrheit selbst als entscheidungsfähig und -freudig ein. Sie zeigten angesichts komplexer Entscheidungsherausforderungen und oftmals unüberschaubarer Handlungskonsequenzen eine erstaunlich große, Entscheidungsunsicherheit in Kauf nehmende Risikobereitschaft. Der Zugang zu den entscheidungsrelevanten Informationen wurde unhinterfragt durch „gate-keeper“ (STRUCK 2001, 30) (hier vor allem den Mitarbeiter des Qualifizierungs- und Vermittlungsdienstes) strukturiert. Die Wahlalternativen waren damit grundsätzlich auf die Projektangebote beschränkt. Davon abweichende Wünsche oder auch eigene Zukunftsvisionen wurden kaum erkennbar. Offensichtlich banden die komplexen Entscheidungsherausforderungen in engen Zeitfenstern die Betroffenen derart, dass weitergehende lebensorientierende Fragestellungen nicht zum Zuge kamen. Der Zukunftsaspekt der Entscheidungen zeigte wiederum eine Verkürzung um die soziale Dimension. Eine eigene gesellschaftliche Verantwortungsübernahme – wie z.B. auch eine subjektiv empfundene Solidarität mit anderen stigmabedrohten Menschen – wurde nicht wahrgenommen. Durch die starke emotionale und biografische Aufladung des Entscheidungsprozesses in Verbindung mit der ideellen Überhöhung der Erwerbsarbeit und ihrer Statusfunktion wurde einerseits Selbstmäch-

tigkeit bei der Biografiegestaltung erfahrbar, andererseits verengten sich die Lebensalternativen zugunsten des Statusziels. Selbstständigkeit im Entscheidungsprozess erhielt somit einen demonstrativen und selbstrechtfertigenden Charakter. Tatsächlich bestehender Hilfebedarf bei der Bewältigung von Entscheidungen wurde eher heruntergespielt oder mit psychischen Copingansätzen (Erkrankung o.ä.) bewältigt.

Interpretation

Mit dem Analyseverfahren der Grounded Theory konnten vier Kernkategorien identifiziert werden:

Kernkategorie „Statusgewinn“

Beim Statusvergleich der befragten ProjektteilnehmerInnen ging es weniger um die konkrete Ausstattung der Lebenswelten WfbM und allgemeiner Arbeitsmarkt, sondern vielmehr um den allgemeinen gesellschaftlich normierten Status. Das hatte zur Konsequenz, dass die Statuspassage einen sozialsymbolischen Charakter annahm, wohinter der konkrete soziale Akt im Erleben der Akteure zurücktrat. Das Streben nach und das Erreichen von Statusaufwertung war aus der Perspektive der Betroffenen eine fast ausschließlich individuelle Option. Um die erwünschte Statuskonsistenz nicht zu gefährden, wurde das individuelle Erleben des Übergangs auf den allgemeinen Arbeitsmarkt so organisiert, dass einstellungskonsistente Informationen als Verstärkung aufgenommen, mit positiven Emotionen verbunden und verallgemeinert werden konnten (FESTINGER 1978, 35). „Statusgewinn“ als Orientierungsgröße für das Entscheidungshandeln hatte für die Befragten widersprüchliche Auswirkungen. Einerseits wurde das Streben nach einem normalisierten beruflichen Status vom relevanten sozialen Umfeld mit wahrnehmbarer Wertschätzung honoriert, erhebliche Veränderungsenergien

konnten auf ein sozial anerkanntes Ziel konzentriert werden, die Erfahrung von Entscheidungsmächtigkeit wurde ermöglicht und der Alternativenraum durch Fokussierung auf eine konfliktarme, gesellschaftlich normierte Entscheidungsalternative vereinfacht. Andererseits war die Überhöhung des Statusziels prekär, denn dadurch verengte sich der Entscheidungsprozess auf gesellschaftlich normierte Alternativen, wurde die soziale Integration auf die Teilhabeebene Erwerbsleben beschränkt und das Handeln auf individuelle Dimensionen fixiert (MEUTH 1996, 39). Nur bei einigen befragten Frauen zeigte sich eine tendenzielle Abweichung von dem eher männlich besetzten Statusideal. Allerdings weniger aufgrund einer kritischen Verarbeitung, sondern eher wegen einer biografisch begründeten Unsicherheit, entsprechende Statusansprüche stellen zu können.

Kernkategorie „biografische Balance“

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die existenzielle Orientiertheit und emotionale Sicherheit im Entscheidungsprozess von der Bilanzierung biografischer Erfahrungen abhingen. Dabei fiel auf, dass eine erneute Ausbalancierung von persönlicher und sozialer Identität durch die Projektangebote zwar ausgelöst wurde, dass aber die komplexen Entscheidungsherausforderungen und der hohe Entscheidungsdruck die notwendige biografische Neubilanzierung erschwerten. Die Versuche der befragten ProjektteilnehmerInnen, eine durch Konsistenz und Kontinuität gekennzeichnete biografisch fundierte Identität zu erfahren, konzentrierten sich auf scheinbar von der konkreten Lebenssituation unabhängige individuelle Leistungsmerkmale. Diese Kompensationsstrategie duldet kaum abweichende Deutungen und erzeugte als Stigmamanagement eine psychische Dauerbelastung. Da die Ich-Identität von Menschen mit geistiger Behinderung grundsätzlich besonders bedroht ist, barg

der Entscheidungsprozess in Richtung Erwerbsarbeit zusätzliche Gefährdungen, solange es dem Individuum nicht gelang, seine verschiedenen Zustände und Wertungen seiner Lebensgeschichte zu einer kongruenten Einheit zu synthetisieren (BELGRAD 1992, 68).

Kernkategorie „soziale Balance“

Die Entscheidungssituation des Überganges löste Interessen an sozialer Teilhabe aus, kanalisierte sie aber auch spezifisch. Alle Integrationsbemühungen folgten dem Gedanken einer optimalen Passung an die Arbeitsanforderungen und sozialen Bedingungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Damit unterwarf sich das Individuum dem „Primat der Brauchbarkeit“ (NEUMANN 1997, 34). Die (Schein-) Normalität wurde zum obersten Balancekriterium der Ich-Identität. Der Übergang zum Erwerbsleben schien eine gewisse Schonraumfunktion gegenüber sozialen Ansprüche an das Entscheidungshandeln in idealer Weise zu erfüllen. Gleichzeitig öffnete die Loslösung aus der Versorgung durch die WfbM Lernfelder von Risikoübernahme und Selbstbestimmung. Für eine entscheidungsleitende Entfaltung von Selbstbestimmung in sozialer Integration fehlten jedoch Übung und entsprechende Hilfen auf folgenden Gebieten:

- Wahl der den Prozess der Neugestaltung der sozialen Bezüge begleitenden Personen,
- eine dialogisch moderierte Zukunftsplanung als (sozial) geteilte Aktion,
- dialogische Validierung der „sozialen Robustheit“ und des überragenden Leistungsmotivs,
- praktische Vermittlung der Dimensionen von Gemeinsinn.

Ansätze sozialen Handelns wurden fast ausschließlich bei weiblichen Befragten deutlich. Sie zeigten sich im Interesse an Peer-Aktivitäten zur gegenseitigen Ermutigung im Entscheidungsprozess und in einer offeneren Würdigung solidarischen Handelns von Menschen mit Behinderung untereinander.

Kernkategorie „Entscheidungskompetenz“

Entscheidungskompetenz wird im Zusammenhang mit Übergängen auf den allgemeinen Arbeitsmarkt oft als eine wesentliche soziale Kompetenz genannt, ohne dass deren Inhalt aus der Perspektive der betroffenen Subjekte beschrieben würde. Für die Befragten beinhaltete sie zunächst einmal die Fähigkeit zur Wahrnehmung alternativer Handlungsmöglichkeiten und eine Entscheidung aufgrund angegebener Kriterien (JUNGERMANN u.a. 1998, 8). Insofern war – mit der Bedingung einer eingeschränkten Verfügungsgewalt über die entscheidungsrelevanten Informationen – den befragten ProjektteilnehmerInnen grundsätzlich Entscheidungskompetenz zuzusprechen. Allerdings verlangte der Entscheidungsprozess von ihnen darüber hinaus eine Unterbrechung des bisherigen Handlungsvollzuges und eine orientierte Reaktion auf eine multivalente Situation (BIASIO 1969, 30), wobei Ausmaß, Richtung und Aktivitätsgrad dieser Orientierung wesentlichen Einfluss auf die Entscheidungsformen der Entscheidungen hatten. Selbstbestimmung im Entscheidungsprozess setzte also voraus, Entscheidungsalternativen aufgrund nichtbewusster Dominanzen im Wahlverhalten (GEHM 1991, 57f.) nicht vorschnell auszublenden, sondern das individuelle Spektrum der Wahlen – auch mithilfe eines sozialen Feedbacksystems – zu erweitern. Damit umriss Entscheidungskompetenz auch die Fähigkeit, sich widersprüchliche Informationen aus der Vergangenheit und Zukunft so zur Verfügung zu stellen, dass daraus selbstorientiertes Handeln erwachsen konnte. Für die Herausbildung von Ent-

scheidungskompetenz spielte der Entscheidungskontext eine wichtige Rolle für die Betroffenen. Er musste mit Takt und Stil des individuellen Entscheidungsrythmus übereinstimmen. Entscheidungsdruck sowie das Überspringen von notwendigen Entscheidungsphasen erzeugten eher Anpassungsverhalten, während zwanglos spielerische, Rollendifferenzierungen ermöglichende Zugänge sich als optimal für selbstbestimmte, soziale Dimensionen berücksichtigende Entscheidungsprozesse erwiesen.

Generierte Theorie „emotionale Entscheidungsorientierung“

Als die vier Kernkategorien theoretisch zusammenfassendes Konzept wurde „emotionale Entscheidungsorientierung“ generiert. Die kategoriale Integration zu einem Konzept von Entscheidungshandeln von Menschen mit geistiger Behinderung im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt musste sich mit der Handlungssteuerung der Individuen auseinandersetzen, die individuelle und soziale Orientierung, biografisches Wohlbefinden und Entscheidungsfähigkeit möglich machte und miteinander verband. Das Konzept der „emotionalen Entscheidungsorientierung“ drückte die Erkenntnis aus, dass angesichts der Attraktivität, der lebensweltlichen Tragweite und des prekären Charakters der Entscheidungssituation bei den Befragte eine herausragende Rolle von Emotionen zu beobachten war. Emotionales Entscheidungshandeln war eine heftige und unvermittelt an Zielen und Präferenzen geknüpfte und durch Auslösung innerer Effekte heiß gemachte Reaktion auf Ungewöhnlichkeiten mit einem hohen Grad an Einmaligkeit im Lebensverlauf. Das subjektiv erfolgreich erlebte Entscheidungshandeln hing von der erfolgreichen Assoziation einer Handlungsoption mit handlungsleitenden Gefühlen ab (HÄNZE 2002, 2). Mit emotionaler Verhaltensteuerung konnte die Tendenz der Individuen umschrie-

ben werden, das eigene Verhalten auf die Vermeidung negativer und das Aufsuchen positiver Emotionen auszurichten. Auch die zentralen Wertehaltungen waren im Entscheidungsprozess der Befragten eng mit dem emotionalen Erleben verknüpft. Die affektive Signifikanz entschied über die Handlungsrelevanz eines Wertes. Dabei versuchte das Individuum eine Wahl zwischen zentralen Wertehaltungen möglichst zu vermeiden, da ein Wertekonflikt eine aufwändige kognitive Klärung erforderte, die emotional belastend erlebt wurde und das Individuum sozial angreifbar gemacht hätte (LANTERMANN, DÖRING-SEIPEL 1990). Entscheidungs-Unterstützungssysteme müssen die Entscheider in ihrem emotionalen Orientierungsprozess erreichen und begleiten. Nichtbewusste Dominanzkandidaten bei der Alternativenwahl müssen identifiziert und dialogisch validiert werden. Dabei kommt dem Faktor Zeit bei Informationssuche und Elaboration eine große Bedeutung zu. Eine dialogische Begleitung von Entscheidungsprozessen orientiert sich am individuellen Prozess der Suche nach einer bedeutungsvollen, stabilen und strukturierten Sicht der Welt und der sie formenden Einstellungen.

Konsequenzen für die Entscheidungsbegleitung beim Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt

Dialogische Erkundung der Lebenssituation

Innere und äußere Orientierungsfähigkeit hat mit der Erlebnisqualität und der Ausbalancierung der Erlebnisanteile zu tun. Die Orientierung an eine statusfixierte Normalität besitzt insofern auch eine desorientierende Wirkung, als damit Lebenserwartungen auf eine Statusnorm verengt werden. Außerdem wird eine emotional geladene Polarität zwischen Normalität und behindertem Leben aufge-

baut, die zu sich stets selbst erfüllenden Erfahrungen führt und den Entscheidungsprozess mental verengt. Der Zugang von Entscheidungsbegleitern zum multivalenten emotionalen Orientierungsprozess von ProjektteilnehmerInnen gelingt nur mit einer dialogischen Herangehensweise, die den Menschen mit seinem individuellen, über den Bereich Arbeit hinausgehenden Lebensstil zum Zentrum der Überlegungen macht. Erst mit einer lebensstilorientierten Entwicklungs- und Entscheidungsplanung (BENSCH, KLICPERA 2003, 33) erhalten die Betroffenen die Möglichkeit, eigene Lebensträume und -räume zu entwickeln, ihre Ressourcen darauf hin zu mobilisieren und das soziale Umfeld einzubeziehen. Die Anregung, von bisherigen Entscheidungserfahrungen zwanglos zu erzählen, kann konkretes Erleben in seiner lebensweltlichen Vielfalt reaktivieren. Damit kann auch der Prozess der Informationsverarbeitung und Alternativenbewertung wieder offener gestaltet werden. Das Individuum muss dabei unterstützt werden, sich Freiräume zu schaffen, die widersprüchlichen Facetten des Selbst im Entscheidungsprozess auszudrücken. Dimensionen der dialogischen Erkundung der Lebenssituation sind u.a.: Präsenz und Integration, freie Wahl, Kompetenzen, Ansehen und gesellschaftliche Teilhabe. In diesem Zusammenhang muss für die selbständige, aber unterstützte Sammlung und Bewertung von Informationen zu den Lebensalternativen WfbM/allgemeiner Arbeitsmarkt Raum sein. Dialogische Entwicklungsplanung und Persönliche Zukunftsplanung sind dabei hilfreiche andragogische Instrumente. Die Methode der „dialogischen Validierung identitätsrelevanter Erfahrungen“ (MARKOWETZ 1998) ist dabei als Haltung und Kommunikationsinstrument zugleich anzusehen.

Übergangsgestaltung als Identitätsprojekt

Die berufliche Qualifizierung und Begleitung von WfbM-Beschäftigten im Übergang auf den allgemeinen Arbeitsmarkt muss eine identitätsstärkende Arbeit an der individuellen Lebensgeschichte beinhalten, die sich in einem zwischen ProjektteilnehmerInnen und Begleitern vereinbarten „Identitätsprojekt“ (KRAUS 1996, 3f.) ausdrückt. Dieses sollte sich nicht nur auf die Statuspassage begrenzen, sondern zum bewussten Bestandteil einer kontinuierlichen, Entwicklungsstufen ermöglichenden und die Statuspassage in die Zukunft verlängernden Lebenslaufplanung entwickeln. Dabei wird ein Teil der auf Entstigmatisierung durch Statusaufwertung gerichteten Energien auf ein vertieftes Verständnis des eigenen Selbst unter Einschluss der Behinderung gelenkt. Dieser Prozess ist als „Kompetenzdialog“ (HERRIGER 1996) zwischen Betroffenen und Begleitern zu gestalten. Eine ökologische Übergangssituation ist dann gegeben, wenn eine Person ihre Position durch einen Wechsel ihrer Rolle, ihres Lebensbereiches oder beider bei Wahrnehmung möglicher Inkonsistenzen bewusst verändert (BRONFENBRENNER 1981, 201f.). Dies schließt mit ein, den Übergang auf den allgemeinen Arbeitsmarkt als Lebenschance und -krise zugleich zu verstehen und zu bearbeiten.

Von der beruflichen zu sozialen Integration

Die Betroffenen bezahlten offensichtlich berufliches Selbsterleben mit ausgeprägtem Anpassungsverhalten und sozialer Abschottung als Bewältigungsstrategie. Diese Strategien beinhalteten allerdings subjektive Lösungsansätze angesichts einer überfordernden Entscheidungssituation und damit die Erfahrung von Ich-stärkender (beruflicher) Identifikation und Selbstmächtigkeit. Dadurch war aber die Lücke zwischen dem (biografisch) verletzten Ich und der sozialen Umwelt noch nicht zu schließen. Das für die soziale Inte-

gration notwendige Selbstbewusstsein schloss mit dem Stolz der Betroffenen auf das, was sie konnten, auch das Bewusstsein dessen ein, was sie (noch) nicht konnten. Der Entscheidungsprozess im Übergang auf den allgemeinen Arbeitsmarkt ist deshalb als Übungsfeld sozialer Kontaktpflege und Akzeptanz des Selbst in der sozialen Interaktion zu nutzen. Durch die Herausbildung einer sozialen Vision, in der die berufliche Zielbildung eingebettet werden sollte, kann die soziale „Kurzsichtigkeit“ der Zukunftsperspektive überwunden werden. Zur Ausbildung einer sozialen Orientierung gehört auch, dass ein „fremder Wille“ erkennbar wird (KLAUB 2003, 105) und dem Individuum gesellschaftliche Anforderungen an sein Entscheidungshandeln zugemutet werden. Soziale Verantwortungsübernahme als Verbindung von Selbstbestimmungs- und Solidaritätsfähigkeit setzt bei Menschen mit geistiger Behinderung das Erleben von Gemeinsinn und Verantwortungsrollen voraus.

Entscheidungsbegleitung von Fachdiensten zur Qualifizierung und Vermittlung von WfbM-Beschäftigten

- Eine Entscheidungsbegleitung muss über den Lebensbereich Arbeit und die Statuspassage ins Erwerbsleben hinausgehende lebensorientierende Funktion haben, die das ganze Individuum in seiner aktiven Lebenslaufgestaltung umfasst. Der soziale Charakter von Zukunftsgestaltung spricht für eine gemeinschaftsorientierte Planungstätigkeit (Zukunftskonferenzen, circle of friends, circles of support u.ä.m.) (BOBAN/HINZ 2005). Diese Formen dialogischer Begleitung von beruflichen Veränderungsprozessen müssen zum Standard werden.
- Die berufliche Zielfindung der ProjektteilnehmerInnen setzt eine angemessene Verarbeitung der (beruflichen) Biografie der Betroffenen („Identitätsprojekt“), den Erwerb eines

selbstbestimmten Zugangs zu den entscheidungsrelevanten Informationen, die Entwicklung einer sozialen Zukunftsvision sowie den Rückgriff auf im Lebenslauf erworbene Entscheidungskompetenzen voraus.

- Ausgehend von den individuellen Strategien zur Bewertung emotional besetzter (beruflicher) Rollen sollten die Entscheidungsalternativen aus verschiedenen identitätsrelevanten Perspektiven beleuchtet werden. Das beinhaltet auch eine selbstbewusstere Positionierung der Lebenswelt WfbM.
- In der Auseinandersetzung mit den Herausforderungen sollte sich ein „Kompetenzdialog“ zwischen den Entscheidern und ihren Begleitern ergeben, bei denen die Erwartungen, Einstellungen und Werthaltungen dialogisch validiert werden. Dieser Prozess sollte dem Stil und Takt des individuellen Entscheidungsrythmus folgen, was Entscheidungs- und Zeitdruck ausschließt.
- Die Phasenmodelle der beruflichen Integration sollten in kein Eingliederungsschema abgeleitet, bei dem die schnellstmögliche „Passung“ zwischen den Fähigkeiten des Individuums und den Anforderungen des allgemeinen Arbeitsmarktes erreicht werden soll. Maßstab einer Entscheidungsbegleitung ist die Herausbildung der Kompetenz der Akteure, eigene lebensleitende Orientierungsmaßstäbe herauszubilden.
- Übergangprojekte mit zeitlicher Befristung erzeugen den Effekt, dass WfbM-Beschäftigte unter einen Teilhabe- und Erfolgsdruck mit prekären Folgen für das Entscheidungsverhalten gesetzt werden. Auch aus diesem Grund müssen Angebote von Qualifizierungs- und Vermittlungsdiensten einen Regelcharakter bekommen und in verschiedenen Lebensphasen der Betroffenen abrufbar sein.

- Eine allzu starke Fokussierung auf eine Normalisierungsnorm „Erwerbsarbeit“ verengt die Teilhabechancen und das Entscheidungsfeld. Arbeitsformen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt jenseits einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung erweitern die Entscheidungsoptionen spürbar und nehmen den „Normalisierungsdruck“.
- Anstrengungen zur beruflichen und sozialen Integration, die Frauen mit (geistiger) Behinderung nicht die Möglichkeit geben, sich in besonderen Formen unter Nutzung von Peer-Effekten bei möglichst weiblicher Begleitung zu organisieren, werden ihrem Anspruch nicht gerecht. Frauen brauchen bestimmte Freiräume, in denen sie Selbstbewusstsein, Entscheidungs- und Kritikfähigkeit und ihre besonderen Ressourcen herausbilden können.

Ausblick

Entscheidungsbegleitung darf wie die individuelle Entwicklungsplanung nicht bei einer Lebenssequenz Halt machen, sie sollte vielmehr ein kontinuierlicher, Lebensübergänge und -wendepunkte über den ganzen Lebenslauf hinweg einbettender Prozess sein. Insofern ist eine Pädagogik und Andragogik für Menschen mit geistiger Behinderung als eine Begleitung der Lebensspanne (FRÖHLICH, MOHR 2003, 347) zu verstehen, d.h., dass dem Zusammenhang von Integration und Identität eine stärkere Beachtung zu schenken ist. Der Autor der vorgestellten Studie würde sich wünschen, dass gestützt auf weitere Forschungsvorhaben in dem Übergang auf den allgemeinen Arbeitsmarkt folgenden Lebensabschnitten und in über die berufliche Arbeit hinausgehenden Lebensbereichen die Auseinandersetzung über die Dimensionen des Entscheidungsverhaltens von Menschen mit geistiger Behinderung und notwendiger begleitender Hilfen vertieft würde.

Literatur

- BELGRAD, J.: Identität als Spiel. Eine Kritik des Identitätskonzeptes von Jürgen Habermas. Opladen 1992
- BENSCH, C.; KLICPERA, C.: Dialogische Entwicklungsplanung. Ein Modell für die Arbeit von BehindertenpädagogInnen mit erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung. 2. Auflage. Heidelberg 2003
- BIASIO, S.: Entscheidung als Prozess. Methoden der Strukturanalyse von Entscheidungsverläufen. Ein Beitrag zur Psychologie der betrieblichen Entscheidung. Bern, Stuttgart, Wien 1969
- BOBAN, I.; HINZ, A.: Persönliche Zukunftsplanung mit Unterstützern – ein Ansatz auch für das Leben mit Unterstützung in der Arbeitswelt. In: BIEKER, R. (Hrsg.): Teilhabe am Arbeitsleben. Wege der beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung. Stuttgart 2005, 133-145
- BRONFENBRENNER, U.: Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart 1981
- FESTINGER, L.: Theorie der kognitiven Dissonanz. Bern 1978
- FLICK, U.; KARDORFF, E.; STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2000
- FRIEDRICH, J.: Orientierung im Entscheidungsprozess: Menschen mit geistiger Behinderung und der allgemeine Arbeitsmarkt. Eine qualitative Untersuchung zum Entscheidungsverhalten im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. Hamburg 2006
- FRÖHLICH, A.; MOHR, L.: Blick in die Zukunft: Kompetenzzentren für Entwicklungsförderung und Lebensbegleitung bei kognitiver und schwerster Behinderung. In: FISCHER, E. (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Oberhausen 2003, 342-373
- GEHM, T.: Emotionale Verhaltensregulierung. Ein Versuch über eine einfache Form der Informationsverarbeitung in einer komplexen Umwelt. Weinheim 1991
- GLASER, B. G.; STRAUSS, A. L.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle 1998
- HÄNZE, M.: Emotion, Ambivalenz und Entscheidungskonflikt. Weinheim, Basel 2002
- HONER, A.: Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: FLICK, U.; KARDORFF, E.; STEINKE, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hamburg 2000, 194-204
- HOPF, C.: Norm und Interpretation. Einige methodische und theoretische Probleme der Erhebung und Analyse subjektiver Interpretationen in qualitativen Untersuchungen. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 11, 3/82, 307-329

- HERRIGER, N.: Kompetenzdialog – Empowerment in der sozialen Einzelhilfe. In: Soziale Arbeit, 6/96, 157
- JUNGERMANN, H.; PFISTER, H.-R.; FISCHER, K.: Die Psychologie der Entscheidung. Eine Einführung. Heidelberg, Berlin 1998
- KLAUSS, T.: Selbstbestimmung als Leitidee der Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. In: FISCHER, E. (Hrsg.): Pädagogik für Menschen mit geistiger Behinderung. Oberhausen 2003, 83-127
- KRAUS, W.: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler 1996
- LAG WFBM NDS: Jahresbericht QVD 2004. Unveröffentlichtes Manuskript. Hannover 2004
- LANTERMANN, E.-D.; DÖRING-SEIPEL, E.: Umwelt und Werte. In: KRUSE u. a. (Hrsg.): Ökologische Psychologie: ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München 1990, 211-231
- MARKOWETZ, R.: Dialogische Validierung identitätsrelevanter Erfahrungen. Ein interaktionistisches, beziehungsförderndes und identitätsstiftendes Konzept zur Entstigmatisierung von Menschen mit Behinderungen. In: DATLER, W. u.a. (Hrsg.): Zur Analyse heilpädagogischer Beziehungsprozesse. Luzern 1998, 65-71
- MEUTH, G.: Beratungskonzept zur beruflichen Integration. Zur Unterstützung der Lebensbewältigung und der beruflichen Selbstbestimmungsmöglichkeiten von Frauen und Männern mit geistiger Behinderung. Abschließender Forschungsbericht der wissenschaftlichen Begleitung. Reutlingen 1996
- NEUMANN, J. (Hrsg.): Behinderung. Von der Vielfalt eines Begriffs und dem Umgang damit. Tübingen 1997.
- STRUCK, O.: Gatekeeping zwischen Individuum, Organisation und Institution. Zur Bedeutung und Analyse von Gatekeeping am Beispiel von Übergängen im Lebensverlauf. In: LEISERING, L.; MÜLLER, R.; SCHUMANN K. F. (Hrsg.): Institutionen und Lebensläufe im Wandel. Institutionelle Regelung von Lebensläufen. Weinheim, München 2001, 29-54

Zu zitieren als:

FRIEDRICH, Jochen: Entscheidungsverhalten im Übergang von der WfbM auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. In: Heilpädagogik online 04/06, 23-41

http://www.heilpaedagogik-online.com/2006/heilpaedagogik_online_0406.pdf,

Stand: 11.10.2006

[Kommentieren Sie diesen Artikel!](#)

Ferdinand Klein

Heil-/Sonderpädagogik in der Slowakei - ein Erfahrungsbericht

Ferdinand Klein berichtet von seiner Tätigkeit als Gastdozent der Heil- und Spezialpädagogik in der Slowakei. Er zeigt Tendenzen, Strömungen und Veränderungen in diesem Fachgebiet seit der Auflösung der Tschechoslowakei 1993.

Schlüsselwörter: Heilpädagogik, Slowakei

Ferdinand Klein reports about his activities as a guest lecturer in Slovakia. He shows tendencies, developments and changes of this subject since the end of Czechoslovakia in 1993.

Keywords: special needs education, Slovakia

Vorbemerkungen

„Der akademische Austausch über Ländergrenzen hinweg und der Dialog der Kulturen sind abstrakte Begriffe - solange sie nicht durch Menschen Gestalt annehmen, die in andere Länder gehen, um dort zu arbeiten, zu studieren und zu forschen“. So heißt es in einem Brief, den der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) kurz nach den Terroranschlägen am 11. September 2001 an alle Stipendiatinnen und Stipendiaten geschrieben hat. Dieser Satz benennt zugleich mein Motiv, mich in der Herder-Stiftungsinitiative zu engagieren. Seit fünf Jahren lehre ich nun als Gastdozent vor allem Heil- und Spezialpädagogik in der Slowakei, in meinem Geburtsland, das ich mit zehn Jahren in den Wirren des Krieges im September 1944 verlassen musste. Mit dem DAAD hoffe ich auf eine „bessere, friedvollere Zukunft in allen Teilen der Welt“. Den Brief kann an „meiner“ neuen Hochschule noch heute jeder lesen; er befindet sich am Anschlagbrett neben dem Arbeitszimmer, das ich inzwischen mit

Prof. Dr. Maximilian BUCHKA, Katholische Fachhochschule Köln, teile.

Im ersten Jahr bot ich an der Evangelischen Theologischen Fakultät in Bratislava Veranstaltungen zur Diakonischen Heilpädagogik an, anschließend wirkte ich an der Universität in Nitra (Südwestslowakei) am Lehrstuhl für Fremdsprachen beim Aufbau des Studiengangs „Deutsch für Grundschullehrer“ mit. Nun bin ich das dritte Jahr am Lehrstuhl für Heilpädagogik der Comenius-Universität Bratislava tätig, halte Vorlesungen und Seminare zur allgemeinen und speziellen Heilpädagogik sowie zur Sozialpädagogik in deutscher Sprache.

Die Slowakei: ein Modell für ein vereintes Europa

Wie die meisten Besucher erlebe ich die nun aufblühende Slowakei als außergewöhnlich schön und sowohl kulturell als auch historisch hochinteressant. Dank seiner ethnischen und kulturellen Vielfalt, dem traditionell friedlichen Zusammenleben verschiedener Religionen und Nationen, kann das Land, das im Mai 2004 der EU beigetreten ist, als Modell für ein vereintes Europa gelten. Auch mir begegnete man hier mit einer enormen Offenheit und Freundlichkeit. Meine Kolleginnen und Kollegen kamen mir in jeder Hinsicht entgegen und integrierten mich schnell in die Fakultät.

Heil- und Sonderpädagogik ist gefragt, aber politisch nicht geschätzt

Die Heil- und Sonderpädagogik ist bei den Studierenden sehr gefragt; auf einen Studienplatz kommen etwa drei Bewerber. Zweifellos hat das Fach im Zuge der politischen Veränderungen an Bedeutung gewonnen. Hilfe für Menschen, die am Rande stehen, wird im-

mer dann besonders akut, wenn es gesellschaftliche Umbrüche gibt. Die Folgen sind auch in der Slowakei unübersehbar, wie etwa der in erschreckendem Maße zunehmende Drogenkonsum bei Schulkindern zeigt. Die Politik hat jedoch noch nicht die wichtige vorbeugende Rolle der Heil-, Sonder- und Sozialpädagogik erkannt. Und leider gilt das auch für die Hochschule selbst: Weil das Fach hochschulintern nicht gerade hoch bewertet wird, gibt es wenig Doktorandenstellen, was die Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses insbesondere im Bereich der Heilpädagogik langfristig gefährdet.

Fachkräfte sind bewundernswert kreativ

Ich habe viele Einrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigungen in der Slowakei besucht und mich zum Teil auch länger dort aufgehalten. Die äußeren Bedingungen sind ungünstig: Absolut ungenügende Bezahlung der heil- und spezialpädagogisch qualifizierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, oft ungeeignete Gebäude und dürftig eingerichtete Räume, wenig gekaufte didaktisches Material. Doch die Arbeit der Fachkräfte ist bewundernswert: Sie gehen aus einem tiefen Mitgefühl mit den ihnen anvertrauten Menschen liebevoll und ideenreich, kooperativ und sozialintegrativ um. Die Disziplin in den Gruppen erfreut ebenso wie das gemeinsame Spielen und Singen. Märchen und Singspiele werden mit Freude, mit Schwung und einer ursprünglichen rhythmisch-musischen Begabung gespielt. Offenbar handeln die Erzieher aus einem echten Interesse am anderen Menschen ganz intuitiv. Der Gast wird wie selbstverständlich zur Teilnahme an der gesamten Arbeit eingeladen und erhält in den Gesprächen auf alle Fragen offen und ehrlich Auskunft.

Studierende ermutigen

Die Studierenden nehmen an meinen Veranstaltungen engagiert teil. Allerdings war mein Lehrstil, der auf eine gemeinsame Diskussion zielt, für sie sehr ungewohnt. Anfangs war es so, dass das Wort des Professors absolute Gültigkeit hatte, dem auch niemand zu widersprechen wagte. Das hat sich inzwischen glücklicherweise geändert. Die Studierenden sind deutlich lockerer, sie sind in der Lage, mit mir Fragen zu diskutieren und sie merken dabei, dass der Hochschullehrer nicht immer Recht hat! Dieses Prinzip versuche ich auch auf die Prüfungssituation zu übertragen: Statt bloßem Abfragen soll sich ein freies Gespräch entwickeln. Von meinen Studierenden wird das honoriert, ich habe ein erfreulich gutes Echo gefunden.

Studierende des 4. Studienjahres referieren kritisch umfangreiche deutsche Texte. So stellte im vergangenen Semester die Studentin Katarina S. das Grundlagenwerk von Fritz RIEMANN „Grundformen der Angst“ vor, das sie aus eigener Initiative mit analytischen Kategorieren unter der Frage „wie können wir Gegenkräfte gegen Angst entwickeln?“ für die Diskussion vorbereitete.

Sehr erfreulich ist das wachsende Interesse an der deutschsprachigen Fachliteratur. Aus Mitteln des Hertie-Fonds konnte ich zwei Bücherschränke kaufen und mit den Studierenden einrichten. Es können über 500 Werke und 10 Fachzeitschriften ausgeliehen werden. Nun verwalten die Studierenden „ihre“ Bibliothek selbst.

In der Slowakei sind die Studierenden darauf angewiesen, Geld zu verdienen. Die Universität kommt ihnen insofern entgegen, als sie im Sommer drei Monate vorlesungsfreie Zeit haben, in denen sie zumeist im Ausland „jobben“. Leider ist es so, dass die lange Pause

und die Strapazen, denen die Studierenden während des Jobs ausgesetzt sind, zuweilen den Studienerfolg beeinträchtigen.

Als Lehrer, Berater und Herausgeber tätig

Ich möchte solche Studieninhalte vermitteln, dass die slowakischen Studierenden im europäischen Wissenschaftsdialog mitdenken können. In der Fakultät halte ich mich ansonsten eher zurück und dränge mich nicht in den Betrieb hinein. Als Berater versuche ich nur dort in Erscheinung zu treten, wo es einen tatsächlichen Bedarf gibt. Und tatsächlich werde ich in der einen oder anderen Frage intensiv gefragt, wie man Probleme in Deutschland löst. Ich zeige Alternativen auf, die Entscheidung müssen die slowakischen Kollegen und Kolleginnen selbst treffen.

Ohnehin sollte der Wissenstransfer keine Einbahnstraße sein: Auch und gerade in der Heilpädagogik kann der „Westen“ vom „Osten“ lernen. Deshalb habe ich unter anderem die Studienbuchreihe zur Internationalen Pädagogik für Menschen mit besonderen Bedürfnissen „Heilpädagogik im Ost-West-Dialog“ initiiert, die die Pädagogik der osteuropäischen Nachbarstaaten in deutscher Sprache präsentiert. Ich bin überzeugt, dass sich durch die vergleichende Betrachtungsweise neue Forschungsansätze eröffnen. Aus welchen kulturspezifischen Quellen schöpft beispielsweise die ungarische Heilpädagogik? Bisher erschienen drei Bücher, die einen profunden Einblick in die slowakische Sprachheilpädagogik und allgemeine Heilpädagogik geben:

- Viktor LECHTA: Symptomatische Sprachstörungen. Bad Heilbrunn 2002
- Viktor LECHTA (Hrsg.): Diagnostik der gestörten Kommunikationsfähigkeit. Bad Heilbrunn 2003

- Marta HORNÁKOVÁ: Integrale Heilpädagogik. Bad Heilbrunn 2004

Die Herausgabe dieser Reihe, die ein erfreulich gutes Echo findet, wird von der Leopold-Klinge-Stiftung mit einer Sachbeihilfe gefördert. Die Herausgeber Viktor LECHTA (Bratislava), Péter ZÁSZKALICZKY (Budapest), Maximilian BUCHKA (Köln) und Ferdinand KLEIN (Reutlingen) planen die Veröffentlichung weiterer aktueller mittel- und osteuropäischer Fachliteratur.

Zwischen Nostalgie und Konsum

Mit Freude und Staunen nehme ich wahr, wie die junge slowakische Generation aus der Denkgefangenschaft alter Strukturen herauswächst. Bei vielen der Älteren herrscht dagegen noch eine „nostalgische Sehnsucht“ nach einer überschaubaren und zentralisierenden Staatsführung und auch ein Teil der „alten“ Dozenten hängt noch an fragwürdigen, aber „sicheren“ ideologischen Denk- und Verhaltensmustern. Die Studierenden - wie auch die Jugendlichen außerhalb der Universität - laufen allerdings Gefahr, dem Diktat des Konsums zu erliegen. Die Sprache wird zunehmend amerikanisiert. Als ich eine Schulklasse besuchte, begrüßten mich die Kinder im Chor: „Good morning. Welcome“. Das nimmt insofern nicht Wunder, als bislang auch in der Ausbildung der Grundschullehrer das Englische dominierte. Deutsch „hinkt“ noch hinterher, weil es den angehenden Lehrern erst seit kurzem als Studienfach angeboten wird. Soweit es in meinen Kräften liegt, bin ich deshalb bemüht, die deutsche Sprache auch über mein Fachgebiet hinaus intensiv zu pflegen.

Schlussbemerkung

Seit der friedlichen Auflösung der Tschechoslowakei (01. 01. 1993) sind Tschechien und die Slowakei zwei selbstständige Staaten. Die Slowakei - im „Herzen Europas“ gelegen - mit ihren über 5 Millionen Einwohnern hat unter der Nazi-Herrschaft und dann bis 1989 unter dem Kommunismus schwer gelitten. Auch die wechselvolle Geschichte der slowakischen Heil- und Sonderpädagogik kann als lehrreiches Modell angesehen werden: Nach

- gewaltigen gesellschaftlichen Umbrüchen und Umorientierungen,
- normativen Verunsicherungen und
- Widersprüchlichkeiten von Werten und Erziehungszielen

hat dieser Wissenschaftszweig der Pädagogischen Fakultät der Comenius-Universität Bratislava einen beachtlichen internationalen Standard erreicht.

Literatur

- | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------|
| LECHTA, Viktor: Symptomatische Sprachstörungen. Bad Heilbrunn 2002 |
| LECHTA, Viktor (Hrsg.): Diagnostik der gestörten Kommunikationsfähigkeit. Bad Heilbrunn 2003 |
| HORNÁKOVÁ, Marta: Integrale Heilpädagogik. Bad Heilbrunn 2004 |

Zu zitieren als:

KLEIN, Ferdinand: Heil-/Sonderpädagogik in der Slowakei – ein Erfahrungsbericht. In: Heilpädagogik online 04/06, 42-48

http://www.heilpaedagogik-online.com/2006/heilpaedagogik_online_0406.pdf,

Stand: 10.10.2006

[Kommentieren Sie diesen Artikel!](#)

Berichte

Schülerfirma gewinnt Wettbewerb der Initiative „Schulen ans Netz“

BAD HONNEF-RHÖNDORF. Große Freude bei den Schülern des Nell-Breuning-Berufskollegs: Mit ihrer Lernfirma haben sie einen bundesweiten Wettbewerb der In-



itiative „Schulen ans Netz“ gewonnen. Das besondere Highlight: Die Präsentation ihres Projektes bei Bundesbildungsministerin Annette Schavan im Oktober in Berlin.

Am Anfang stand der Entschluss der Schule, neue Wege zu gehen: Bei Lerntagen sollten die Schüler die Gelegenheit erhalten, fächerübergreifend zu arbeiten. Anfang Mai kam dann der Aufruf von „Schulen ans Netz“ - eines Gemeinschaftsprojektes des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und der Deutschen Telekom - , sich für die Ausrichtung der Feier zum zehnjährigen Bestehen der Initiative zu bewerben. Um sich an der Ausschreibung zu beteiligen und gleichzeitig den ersten Lerntag zu realisieren, wurde in Rhöndorf unter Regie von Klassenlehrer Markus Niederastroth die Schülerfirma „Learn-Event GbR“ gegründet. Schon bald wurde die Planung des Lerntages so umfangreich, dass sich alle Unterstufen der Höheren Handelsschule und ein Team von Lehrern an dem Projekt beteiligten. Wie in einer richtigen Firma wurde der Lerntag von ver-

schiedenen Abteilungen entwickelt und am 30. August durchgeführt.

Im Mittelpunkt des Lerntages standen die neuen Medien. Die Schüler der Höheren Handelsschule, die mittlerweile die Oberstufe besuchen, präsentierten den neuen Unterstufen an 14 Lernstationen Themen wie „Urheberrecht und Copyright“ oder „Netikette“. Das Lehrer-Team fungierte dabei nur als Coach oder Moderator, so dass die Schüler den Lerntag im Rahmen ihrer Möglichkeiten selbständig vorbereiteten und durchführten.

Warum die neuen Medien für die Schüler des Nell-Breuning-Berufskollegs so besonders wichtig sind, erklärte Schulleiter Hans Peter Küpper: „Die neuen Medien sind eine besondere berufliche Chance für unsere Schüler mit Erschwernissen im Bereich der körperlichen und motorischen Entwicklung. Hohe Kompetenzen im Bereich der neuen Medien erleichtern ihnen den Übergang von der Schule in den Beruf. Die Lernfirma bietet unseren Schülern dabei eine weitere Chance unter realitätsnahen Bedingungen Praxiserfahrungen zu sammeln.“

Weitere Informationen zu dem Lerntag hat die Schülerfirma auf ihrer Homepage <http://www.bfshr.de> eingestellt. Das besondere an der Homepage ist, dass sie barrierefrei ist und auch die Bedürfnisse von Menschen mit Sehschädigung berücksichtigt.

Markus Niederaastroth

Rezensionen

Katrin Uhlrau:

„Es war eine harte Schule“ – Menschen mit Körperschädigungen ziehen Bilanz aus ihrer Schulzeit in der Allgemeinen Schule.



Eine qualitative Studie auf systemtheoretischer Basis als Beitrag zu einer Individuum bezogenen Schulentwicklung.

Oldenburg: Universitätsverl. Oldenburg 2006

Preis:

12,00 €

ISBN:

3-8142-2014-5 oder 978-3-8142-2014-7

Im Zentrum des Inhalts dieses Buches stehen zwölf Personen im zum Zeitpunkt der Befragung Alter von 20 – 32 Jahren mit einer sichtbaren Körperschädigung, die retrospektiv ihre Schulzeit betrachten. Eine Schulzeit, die sie an der Allgemeinen Schule, fast ausschließlich neben der Grundschule am Gymnasium, ohne erhobenen sonderpädagogischen Förderbedarf verbracht haben.

Analysiert werden die persönliche und die soziale Ebene sowie die Ebene der Schulorganisation. Gefragt wird also konkret nach schädigungsbedingten Erschwernissen, den Copingstrategien und dem Erleben der Schulzeit verbunden mit den persönlich wahrgenommenen Handlungsweisen der Eltern, Lehrer und Mitschüler. Die Fragen nach der Schulorganisation klären, inwiefern die individuellen Bedarfe gedeckt wurden.

Die Ergebnisse sind vielfältig: Alle Personen erfahren ablehnende Reaktionen unterschiedlichster Art und die schulorganisatorischen Bedarfe werden überwiegend nicht gedeckt. Dabei werden 9 Typen

herausgearbeitet, die durch Abstufungen der Reaktionen der Sozialsysteme Familie und Schule (Lehrer/Mitschüler) gekennzeichnet sind. Es zeigt sich u.a., dass das Verhalten der Mitschüler mitbestimmt wird durch die Reaktion des Lehrers: Eine ablehnende Haltung des Lehrers gegenüber der körpergeschädigten Person bewirkt wenig positive Handlungen der Mitschüler gegenüber dieser. Ein stärkender Hintergrund durch die Familie hat wenig eindeutig positiven Einfluss auf das Verhalten der Mitschüler und Lehrer. Ebenso wird eine positive Grundhaltung der betroffenen Person als relativ unbedeutend in der Einflussnahme auf das Verhalten eingestuft. Die mangelnden schulorganisatorischen Bedarfe haben ihre krassste Wirkung bei den Personen, die von Pflege abhängig sind. So kam es vor, dass betroffene Schüler bis zu 8 Stunden auf Toilettengänge verzichten mussten. Es gibt bei überwiegend negativen Komponenten durchaus positive Erlebnisse und Ergebnisse, die im Typ A mit positiv eingestellten Sozialsystemen zusammengefasst sind. Gekennzeichnet sind diese vor allem durch gute Kommunikationsstrukturen z.B. bei längeren Krankenhausaufenthalten oder auch bei Freizeitaktivitäten. Insgesamt bleibt fest zu halten, dass insbesondere das Gymnasium mit sehr starren Strukturen behaftet ist. Anpassungsleistungen werden fast ausschließlich von den betroffenen Schülerinnen und Schülern verlangt, die diesen auch teilweise bis an die körperlichen wie auch psychischen Grenzen nachkommen. Nachteilsausgleiche wie Zeitverlängerung bei Klausuren wurden selten von Seiten der Schule angeboten, Therapieangebote oder Ruheräume konnten gar nicht gewährt werden. Würde man jedoch die Schülerinnen und Schüler fragen, ob Sie ihre Schulzeit noch einmal an der Allgemeinen Schule absolvieren wollten, so würden, wie Katrin UHRLAU vermutet, die meisten von ihnen dieses bejahen. Denn elf der befragten zwölf Schüler und Schülerinnen haben die Hochschulreife und einer die „mittlere Reife“ als Ab-

schluss erlangt. Die gebrachten Opfer scheinen sich bezüglich des schulischen Erfolges gelohnt zu haben!

Diese Arbeit findet ihre theoretische Verortung in der systemtheoretischen Tradition von BATESON mit der Fokussierung auf Kommunikation als die System bestimmende Organisationsstruktur. Kommunikation wird im weitesten Sinne als die Repräsentanz sozialen Lebens verstanden. Nur über Kommunikation kann sich eine Kultur weiterentwickeln, wenn die Elemente des sozialen Systems, hier die Schüler und die Lehrer, die Mitteilungen aufnehmen und mit systemeigenen Operationen verändern.

Eine „harte Schule“ ist keine gute Schule. Notwendige Veränderungen z.B. in der Lehrerbildung und –fortbildung u.a. mit Blick auf Kooperationskompetenz werden aufgedeckt. Ziel ist es Kommunikationsstrukturen in einem Schulethos zu verankern, der Mitsprache und Verantwortung aller für den Bildungsprozess zulässt.

Katrin UHRLAU gelingt es vor allem in der eigenen Untersuchung aber auch in den theoretischen Überlegungen die entscheidenden Fakten herauszufiltern. Es ist ein wichtiger Beitrag zu der Forschung *mit* Menschen mit Körperbehinderung und nicht *über* Menschen mit Körperbehinderung. Es bleibt zu hoffen, dass sich dieser Forschungsansatz durchsetzen wird!

Dies sei auch noch einmal von jemandem betont, der „diese harte Schule“ in der Generation davor mitgemacht hat. Auch wenn ich diese Zeit überwiegend positiv erinnere, weil ich zu dem Typ A gehörte und viele Dinge „auf meiner Seite“ waren, so kommt mir retrospektiv auch nach 30 Jahren noch vieles bekannt vor. So ist z.B. der Sportunterricht ein gutes Kriterium für kreative Lösungen. Das Spektrum reicht von der „bloßen Befreiung“, über „auf der Bank

sitzen“, „Mitmachen beim Schwimmen“ bis hin zu „Schiedsrichterfunktionen bei Ballspielen“.

Ein Buch für alle zu empfehlen, die an Schule und Schulgestaltung unabhängig von vorliegenden Schädigungen im Sinne einer „Schule für alle“ interessiert sind.

Martina Schlüter

**Fröhlich, Andreas
(Hrsg.):**

Zweisprachigkeit bei Kindern
mit geistiger Behinderung.
Düsseldorf: verlag selbstbe-
stimmtes Leben 2003



Preis:
ISBN:

9,90 €
3-90095-54-2

In fast allen Schulen Europas nimmt die Zahl von Migrationskindern zu – auch in heilpädagogischen Einrichtungen der Bildung und Erziehung von Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Teil von ihnen ist eingewandert, die Mehrheit ist im Aufnahmeland geboren. Wir nennen sie fremdsprachig. Fast immer sind sie jedoch zwei- oder mehrsprachig. Die Heilpädagogik hat sich bisher kaum und ganz selten explizit mit der Frage des Zweitspracherwerbs von Kindern und Erwachsenen mit geistiger Behinderung befasst. Entweder ist man davon ausgegangen, dass die eingeschränkten kognitiven Fähigkeiten und hirnorganischen Schädigungen einen erfolgreichen Bilingualismus so oder so verunmöglichen; oder dass die Vermittlung einer Zweitsprache ein geistig behinderte Kind überfordert und verwirrt, sodass es letztendlich keine der beiden Sprache beherrschen wird. Tatsache ist, dass es in der Schweiz, Deutschland oder

Österreich in verschiedenen heilpädagogischen Schulen Hunderte von Kindern nicht-deutscher Erstsprache gibt, die Deutsch lernen (können oder müssen). Diese von Andreas FRÖHLICH (Uni Koblenz-Landau) herausgegebene, schlichte Publikation befasst sich mit solchen Kindern. Sie besteht aus zwei Untersuchungen: der qualitativer Auswertung leitfadenbasierter Interviews mit vier zweisprachigen Kindern mit geistiger Behinderung und der quantitativen Umfrage mittels Fragebogen bei den Lehrpersonen von 22 Schulen für Geistigbehinderte in Rheinland-Pfalz.

Gestützt auf die Fachliteratur über den Zweitspracherwerb und dessen Besonderheiten bei geistiger Behinderung, sowie gestützt auf die erwähnten Fallstudien zeigt die Autorin der ersten Untersuchung (Andrea NIEDERBERGER) folgendes auf: Schülerinnen und Schüler, die wegen kognitiver Einschränkungen Mühe beim Erlernen nur einer Sprache haben, sind durchaus in der Lage, eine zweite Sprache zu erwerben. Dazu sind einige Voraussetzungen und Bedingungen nötig, die in diesem Buch in Form pädagogischer Empfehlungen angegeben werden. Erstens sollen Fachpersonen unsichere Eltern bei der Zweisprachigkeitserziehung beraten und mit einer positiven Einstellung unterstützen. Es geht hier vor allem um konkrete Vorschläge, die auf die Erkenntnisse über gelingende Sprachlernprozesse bei bilingualen Kindern, wie „une personne – une langue“ sowie die aktive Pflege der schwächeren, seltener verwendeten (Nichtumgebungs-) Sprache, bei Migranten etwa durch Ferien im Herkunftsland, zurückgreifen. Zweitens sollen Fachpersonen den Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen eine gute emotionale Verbindung mit der deutschen Sprache ermöglichen. Das gelingt drittens, wenn die Zweitsprache Deutsch (genau so wie die Erstsprache) adäquat vermittelt wird, d.h. im Sinne des natürlichen Spracherwerbs mit kommunikativen Bezügen zu situativen Zusam-

menhängen – und nicht anhand analytisch-formaler Lehrverfahren. Eine sprachlich intensive, wirksame Zuwendung umfasst auch spielerische Angebote, welche die ganze Person in ihrer Einmaligkeit ansprechen und fördern.

Die Umfrage von Carmen JÄCKEL im zweiten Teil des Buchs geht von der Überrepräsentation ausländischer Kinder in Sonderschulen für Geistigbehinderte (SfG) und somit von folgender Annahme aus: „Es gibt Kinder und Jugendliche, die allein aufgrund von Sprachproblemen in den Regelschulen oder auch den Schulen für Lernbehinderte das Klassenziel nicht erreichen und auf die SfG überwiesen werden“ (98). Diese Vermutung „konnte nicht widerlegt werden“ (125), also wurde sie bestätigt – obwohl die Qualität der quantitativen Umfrage nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Das ist schade, weil wir genau zum Problem der dürftig bis gar nicht indizierten Zuweisung fremdsprachiger Kinder in heilpädagogischen Schulen nur wenige solide Daten haben. Der von JÄCKEL eingesetzte Fragebogen ist in einigen zentralen Bereichen nämlich viel zu rudimentär konstruiert, wie etwa bei der Frage „welcher Test“ vor der Aufnahme in der SfG durchgeführt wurde (144). Die Antwort auf die Frage hätte die Hypothese der kaum eingesetzten sprachfreien und kulturfairen Testverfahren verifizieren oder falsifizieren sollen (98). Im Auswertungsteil finden sich bezeichnenderweise keine Angaben zu diesem Befragungsteil. Auch im Diskussionsteil nicht, weil ein entsprechendes Kapitel fehlt! Dieser Aspekt der sprachfreien und kulturfairen Tests wird jedoch in den dürftigen Schlussfolgerungen wieder aufgenommen, als Desiderat für eine bessere förderdiagnostische Praxis... (127).

Abgesehen von diesem zweiten, empirisch wie argumentativ schwachen Teil ist die Publikation wichtig und lesenswert. Das Thema der Zweisprachigkeit bei Menschen mit einer geistigen Behinde-

rung ist in der sonderpädagogischen Lehre und Forschung unterbeleuchtet. Mit Ausnahme der Dissertation von Johanne OSTAD („Zweitsprachigkeit bei Kindern mit Down-Syndrom“ – Diss. 2005 am Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität zu Berlin) existieren meines Wissens kaum relevante wissenschaftliche Studien. Sogar in Veröffentlichungen mit dem viel versprechenden Titel „Mehrsprachigkeit und Fremdsprachigkeit. Arbeit für die Sonderpädagogik?“ (SCHNEIDER & HOLLENWEGER, 1996) sind überhaupt keine Hinweise zu Menschen mit geistiger Behinderung zu finden. In den Ausbildungsstätten hat das Thema nur selten einen zentralen Stellenwert im Curriculum, obwohl es viele mehrsprachige Personen mit geistiger Behinderung auch außerhalb zweisprachiger Regionen in der Schweiz oder im Elsass gibt, und obwohl Verbandsorganisationen und Schulen ihr Interesse an handlungsleitenden Arbeiten zu diesem Themengebiet bekunden. Insofern ist diese Publikation gewissermaßen ein Pionierwerk, auf das sich die weitere Forschung stützen kann und aus der sich nützliche Ideen für die Praxisumsetzung im Bereich Schulung mehrsprachiger Menschen mit geistiger Behinderung ableiten lassen.

Am besten hat mir folgendes Fazit von Andrea NIEDERBERGER gefallen, das vorsichtig als Vermutung formuliert wurde: „Bilingualismus ist trotz geistiger Behinderung möglich, da der Intelligenzquotient nicht identisch mit der Lernfähigkeit ist“ (83).

Andrea Lanfranchi

**Hillenbrand,
Clemens:**

Didaktik bei Unterrichts- und
Verhaltensstörungen.
München: Reinhardt-Verlag
2003 (2. aktualisierte Auflage)

Preis:
ISBN:

19,90 €
3-8252-2080-X



Unterrichts- und Verhaltensstörungen stellen Lehrerinnen und Lehrer vor große Herausforderungen und können enorme Belastungen mit sich bringen. Das Gefühl der Überforderung kann sich schnell einstellen, wenn es nicht gelingt, pädagogisch sinnvoll auf das Problem einzugehen. Die Frage, was denn nun ein pädagogisch sinnvoller Umgang mit Unterrichtsstörungen und Schülern mit Verhaltensstörungen eigentlich sei, ist dabei ein viel diskutierter Gegenstand in der (sonder-)pädagogischen Fachliteratur. Dennoch gibt es nur wenig Lehrbücher, die sich gezielt mit der Frage nach einer Didaktik bei Unterrichts- und Verhaltensstörungen befassen. Das vorliegende Buch, erstmalig 1999 erschienen, versucht diese Lücke zu schließen.

Clemens Hillenbrand, Professor für Erziehungsschwierigenpädagogik an der Uni Köln, beleuchtet sein Thema in 10 Kapiteln:

- 1) Einleitung
- 2) Didaktische Theorien und Unterrichtsstörungen
- 3) Ergebnisse allgemeiner Didaktik
- 4) Der pädagogisch-didaktische Auftrag des Unterrichts mit schwierigen Schülern
- 5) Historischer Exkurs: Der Unterricht in den ersten Erziehungsklassen
- 6) Konzeptionen schulischer Förderung bei Verhaltensstörungen
- 7) Prozess und Gestaltung heilpädagogischer Förderung
- 8) Reformansätze bei Unterrichts- und Verhaltensstörungen

- 9) Beratung bei Unterrichts- und Verhaltensstörungen
- 10) Die Perspektive der Betroffenen

Jedes Kapitel schließt mit einigen Lernfragen ab, die sich zum einen natürlich an die Hauptzielgruppe des Buches - Studierende der Fachrichtung Erziehungsschwierigenpädagogik - wenden, zum anderen aber auch alle anderen Leser bei der Auseinandersetzung mit den Inhalten des Buches zumindest behilflich sein können. Dabei sind die einzelnen Kapitel und Unterkapitel sicher nicht für jeden Leser von unbedingtem Interesse - gestandene Lehrer werden sich wohl eher ungern zum x-ten Mal die Ausführungen zu den Hauptströmungen der allgemeinen Didaktik (Kapitel 2) zu Gemüte führen wollen, Studierende hingegen müssen da durch - dennoch diskutiert Hillenbrand eine so große Bandbreite an wichtigen Fragen in komprimierter und stets gut lesbarer Form, dass sich für beide Zielgruppen viele lesenswerte Abschnitte finden.

Dabei darf man natürlich nicht erwarten, dass die Lektüre des Buches passgenaue Lösungsvorschläge für individuelle Probleme in der eigenen Praxis bereithält, mit einigen hilfreichen Anregungen dürften jedoch die meisten Lehrerinnen und Lehrer rechnen. Und schließlich können auch Aussagen, denen man überhaupt nicht zustimmen kann, immer noch als Anregung dienen.

Etwas ärgerlich ist m. E. jedoch, dass Ansätze der Konfrontativen Pädagogik im vorliegenden Buch keine Erwähnung finden, denn viele Schulen für Erziehungshilfe aber auch andere Schulen, die sich mit massiven Verhaltensauffälligkeiten ihrer Schüler konfrontiert sehen, greifen auf solche Maßnahmen zurück. Für eine weitere überarbeitete Auflage wäre eine Diskussion konfrontativ-pädagogischer Methoden wünschenswert.

Insgesamt ist natürlich dennoch ein positives Fazit zu ziehen. Studierende, Lehramtsanwärter und Lehrer werden das Buch sicher mit Gewinn lesen.

Tim Bendokat

**Katz-Bernstein,
Nitza:**

Selektiver Mutismus bei Kindern. Erscheinungsbilder, Diagnostik, Therapie.
München: Reinhardt-Verlag
2005



Preis:

24,90 €

ISBN:

3-497-01754-X

Es gibt Kinder, die sprechen nicht, obwohl sie es könnten. In bestimmten Situationen, gegenüber bestimmten Personen schweigen sie, obwohl sie die Fähigkeit zur aktiven sprachlichen Kommunikation besitzen. „Eine Kommunikation mit ihnen ist meist gar nicht mehr oder nur noch über Gesten und schriftliche Mitteilungen möglich.“ (Klappentext) Diesem Phänomen, welches einigen in der schulischen Praxis bereits begegnet sein dürfte, widmet sich die Dortmunder Logopädin Nitza Katz-Bernstein in ihrem Buch aus dem Jahr 2005.

Das einleitende Kapitel behandelt ausführlich die theoretischen Zugänge zum Selektiven Mutismus. Neben einer Definition erläutert KATZ-BERNSTEIN diagnostische Kriterien, Daten zur Epidemiologie und Ätiologie. Im Anschluss daran formuliert sie einen entwicklungspsychologischen Zugang zu diesem Phänomen und breitet die damit einhergehenden diversen Prozesse bei der Spracherwerbung pointiert aus. In Kapitel 2 geht die Autorin näher auf die Diagnostik und Koordination der Therapie ein, deren Möglichkeiten in Kapitel 3 detailliert vorgestellt werden. Die folgenden beiden Kapitel thematisieren Aspekte der nonverbalen und verbale

Kommunikation und bieten diverse Hinweise für eine Förderung dieser beiden Kommunikationsformen in der (therapeutischen) Praxis. Im 6. Kapitel widmet sich KATZ-BERNSTEIN der Zusammenarbeit mit Angehörigen und Fachleuten, bevor sie im letzten Kapitel ein Fallbeispiel vorstellt.

„Selektiver Mutismus bei Kindern“ ist in einer angenehmen und gut verständlichen Sprache geschrieben. Auch komplexe Zusammenhänge können so leicht erfasst und verstanden werden. Die Autorin erläutert ausgiebig aber nicht überladend Zusammenhänge und Strukturen dieser kindlichen Störung und verweist auf Lösungsansätze. Insgesamt bietet das Buch solide Informationen und eine spannende Lektüre.

Sebastian Barsch

**Gasteiger-Klicpera,
Barbara/ Klein,
Gudrun:** Das Friedensstifter-Training.
Grundschulprogramm zur Ge-
waltprävention
München: Reinhardt-Verlag, 2006
Preis: 24,90 €
ISBN: 3-497-01840-6



Gewaltprävention ist ein Thema, welchem an nahezu allen Schulformen eine zentrale Stellung zugesprochen werden muss. Schon in der Grundschule zeigt sich heute oft, dass die Schüler in der Fähigkeit, Konflikte mit friedlichen Mitteln zu klären, gezielt angeleitet werden müssen. So kann möglichen aggressiven Verhaltensformen präventiv entgegen gewirkt werden. Geschieht das nicht, besteht die Gefahr, dass sich diese Verhaltensformen verfestigen. Entsprechend stehen Lehrkräfte an Grundschulen in der Verantwortung. Und sie dürften dankbar für Unterrichtsmaterialien sein, die für ein gezieltes Konflikt-Verhaltens-Training entwickelt wurden.

Das Friedensstifter-Training bietet neben diesen Materialien auch gleich noch die didaktischen Hinweise für die konkrete Umsetzung im Unterricht. Zudem konnte in mehreren Studien nachgewiesen werden, dass die Durchführung des Trainings durchaus die gewünschten Effekte nach sich zieht. Ablauf und Ergebnisse dieser Studien werden im letzten Teil des Buches beschrieben. Daneben findet der Leser grundlegende Informationen über mögliche Ursachen aggressiven Verhaltens.

Im Mittelpunkt des Buches steht allerdings die Unterrichtspraxis. Ziel des Friedensstifter-Trainings ist die Vermittlung des gewaltfreien und konstruktiven Umgangs mit Konflikten. Die Schüler sollen sich diese Fähigkeit im Verlauf des Trainings aneignen und in ihr persönliches Verhaltensrepertoire übernehmen.

Gegliedert in vier große Themenabschnitte wird die Durchführung des Trainings detailliert erläutert. Um den Lehrerinnen und Lehrern die praktische Arbeit möglichst leicht zu machen, wird der Ablauf jeder einzelnen Stunde anhand der vorrangigen Ziele, des Ablaufs und der einzusetzenden Materialien erläutert. Die Materialien stehen als PDF-Dokumente auf der beiliegenden CD-Rom zur Verfügung. Wichtige methodisch-didaktische Überlegungen werden auch gleich mitgeliefert. Das Training ist dabei wie folgt aufgebaut:

In Teil 1 lernen die Kinder, was ein Konflikt bzw. ein Streit überhaupt ist und wie sich in einer solchen Situation verhalten. Verschiedene Tier-Figuren sollen dabei die Kinder darin unterstützen, ihr eigenes Verhalten zu beschreiben.

Im zweiten Teil werden die Kinder an die Kunst des Verhandeln herangeführt. Im Mittelpunkt steht dabei die Tatsache, dass ein Konflikt einen Graben zwischen den Kontrahenten schafft und die Frage, wie die Schüler diesen Graben überbrücken können.

Darauf aufbauend steht im dritten Teil der persönliche Umgang der Schüler mit Gefühlen im Vordergrund. Dabei fokussiert das Training natürlich die Gefühle, die in einem Streit dominieren (Wut, Ärger).

Im abschließenden vierten Teil sollen die Kinder auf Basis der bis dahin erarbeiteten Inhalte erlernen, anderen Kindern beim Lösen eines Konflikts zu helfen: „In diesem Teil (...) geht es um die eigentliche Mediation, in Abgrenzung zum zweiten Teil, bei dem es nur ums Verhandeln zwischen zwei Personen geht. Mediation ist ein Verfahren zur Lösung von Konflikten, bei dem ein unbeteiligter Dritter zwei anderen Parteien hilft, eine Lösung für ein aktuelles Problem oder einen Streit zu finden“ (111). In diesem letzten und anspruchsvollsten Schritt sollen die Kinder also zu Friedensstiftern werden.

Dieser Aufbau ist einleuchtend, die einzelnen Trainingseinheiten sind gut strukturiert und in ihrem Ablauf sehr genau beschrieben, so dass es interessierten Lehrkräften nicht zu schwer fallen dürfte, das Training in der eigenen Klasse durchzuführen. Das Training ist zudem recht abwechslungsreich aufgebaut, so dass die Motivation der teilnehmenden Kinder über die insgesamt 12 Trainingseinheiten gewahrt werden dürfte. Auch die mitgelieferten Materialien sind ansprechend und sinnvoll gestaltet. Diese fallen trotz vieler Bilder und Symbole mit textentlastender Funktion insgesamt noch sehr textlastig aus. Sicher gilt es dies zu berücksichtigen, bevor man sich für die Durchführung des Friedensstifter-Training entscheidet.

Die beiden eher knapp gehaltenen Kapitel über Ursachen aggressiven Verhaltens und die Evaluation des Trainings werden sicher nicht jeden Leser zufrieden stellen, eben weil sie sehr knapp gehalten sind. Dennoch bietet sie dem Leser eine gute Orientierung. Eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit den Ursachen aggressiven Verhaltens ist sicher zu empfehlen, dies gilt auch für eine weitergehende wissenschaftliche Begleitung und Weiterentwicklung des Trainings.

Fazit: Das Friedensstifter-Training kann Lehrkräften an Grundschulen sicher bedenkenlos empfohlen werden. Möglicherweise eignet sich sein Einsatz aber auch im Primarbereich an Förderschulen mit dem Schwerpunkt Emotionale und Soziale Entwicklung bzw. Lernen, ggf. in modifizierter Form.

Tim Bendokat

Veranstaltungshinweise

Oktober 2006

Schulabsentismus

Freitag, 6.10.2006 und Samstag, 7.10.2006

Ort: Leipzig

„Null Bock auf Schule - Was ist zu tun bei Schulverweigerung?“
Mit dieser Fragestellung wird sich die Fachtagung, die der Verband
Sonderpädagogik in Kooperation mit der Universität Leipzig durch-
führen wird, auseinandersetzen.

Erprobte Modelle und praktische Umsetzungsvorhaben sollen
ebenso diskutiert werden wie methodisch-didaktische Fragestellun-
gen.

Das Tagungsprogramm und weitere Hinweise erhalten Sie nach
Eingang der Anmeldung.

Anmeldung und weitere Informationen:

Internet: <http://www.verband-sonderpaedagogik.de>

Körperbilder und Krankheitsbegriff

Dienstag, 10.10.2006

Ort: Berlin

Am 10. Oktober von 16 bis 19 Uhr führt das Berliner Institut Mensch, Ethik und Wissenschaft (IMEW) eine Veranstaltung zu den Themen „Medizin der Zukunft: Heilkunst oder 'Anthropotechnik'“ sowie „Das Absurde erleben - Gendiagnostik, Grenzsituationen und Sinnfragen“ durch. Sie findet im Rahmen des Friedrichshainer Kolloquiums statt. Der Veranstaltungsort ist in der Warschauer Str. 58 a, 2. Hof, 4. Stock.

Zum ersten Thema wird Dr. Dirk Lanzerath, Biologe und Philosoph, Deutsches Referenzzentrum für Ethik in den Biowissenschaften (DRZE) in Bonn, referieren. Für das zweite konnte Rouven Porz, Biologe und Philosoph, Arbeitsstelle für Ethik in den Biowissenschaften (Universität Basel) als Referent gewonnen werden.

„Was in einer Gesellschaft unter 'krank' und 'gesund' verstanden wird, hat große normative Bedeutung. Auf den Begriff der Krankheit wird Bezug genommen, um Eingriffe in die körperliche und psychische Integrität von Patientinnen und Patienten zu rechtfertigen, aber auch, um Ansprüche auf Solidarleistungen im öffentlichen Gesundheitswesen zu begründen“ lautet der Ausschreibungstext.

Unter Krankheit werde traditionell eine Störung des Körper oder der Psyche verstanden, die mit einem manifesten Leiden verbunden war. Neue Verfahren, wie „Anti-Aging“-Therapien, die auf die Steigerung körperlicher und psychischer Leistungsfähigkeit abzielen, oder wie genetische Tests, mit denen Krankheiten molekular-genetisch diagnostiziert oder Krankheitsdispositionen sogar vor Ausbruch der Krankheit prädiktiv voraus gesagt werden können, veränderten zunehmend das Verständnis von Krankheit und auch das Verständnis vom Körper, Körperkonzepten und Körperbildern.

Weitere Informationen:

Frau Entezami

E-Mail: entezami@imew.de

Telefon: 030-29381770

REHACARE 2006 Düsseldorf Internationale Leistungsschau für Rehabilitation und Pflege

Mittwoch, 18.10.2006 bis Samstag, 21.10.2006

Ort: Düsseldorf

Jeder zwölfte Bundesbürger ist schwerbehindert. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes lebten Ende 2005 in Deutschland 6,7 Millionen Schwerbehinderte. Das entspricht einem Anteil von 8,2 Prozent an der Bevölkerung. Pflegebedürftig im Sinne des Pflegeversicherungsgesetzes sind im Bundesgebiet rund zwei Millionen.

Um diese Menschen, ihre Bedürfnisse und Anliegen geht es vom 18. bis 21. Oktober auf der REHACARE 2006 in Düsseldorf. 800 Aussteller aus 31 Ländern präsentieren auf Fachmesse und Kongress neue Produkte, Dienstleistungen und Erkenntnisse rund um Rehabilitation und Pflege, darunter sechs große Länderschauen aus Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Japan und Taiwan.

Die REHACARE 2006 ist vom 18. bis 20. Oktober 2006 von 10.00 bis 18.00 Uhr geöffnet, am 21. Oktober von 10.00 bis 17.00 Uhr. Sie findet in den Hallen 3 bis 6, 7a und im Erdgeschoss der Halle 7 in direkter Anbindung an den Eingangsbereich Nord statt. Die Eintrittskarte kostet 11,00 €. Behinderte, Schüler, Auszubildende und Studenten zahlen 6,00 €. Für die Begleitung Behinderter mit Ausweiskennzeichen B ist der Eintritt frei. Wie immer können sich die Messebesucher an den Eingängen Nord und Süd Rollstühle ausleihen. Blinde und sehbehinderte Besucher gelangen mittels eines Leitsystems vom Eingang Nord in die Halle 5, wo alle für sie relevanten Aussteller zusammengefasst sind.

Weitere Informationen:

Internet: www.rehacare.de

Lernkompetenz als Hilfe zum selbstständigen und selbst gesteuerten Lernen

Freitag, 27.10.2006 bis Samstag, 28.10.2006

Ort: Dortmund

Lernkompetenz ist der Schlüssel für selbstständiges, aktives und damit nachhaltiges Lernen. Schülerinnen und Schüler sollen möglichst vielfältige Lernstrategien, Behaltens- und Erinnerungstechniken, aber auch Arbeitstechniken sowie Kommunikations- und Kooperationsformen kennen lernen, üben und reflektieren, um ihren individuellen Lernweg wählen und gestalten zu können.

Vermittelt werden in diesem Seminar Lern- und Arbeitstechniken als Handwerkszeug schulischen Arbeitens, Strategien zum Behalten und Erinnern, sowie Kooperatives Lernen als Schwerpunkt im Unterricht.

Wie dies in Schule und Unterricht gelingen kann, wird in theoretischen und praktischen Phasen vorgestellt und erarbeitet.

Weitere Informationen:

Internet: <http://www.bildungsakademie-sonderpaedagogik.de>

November 2006

Krankheit, Tod und Trauer in der Förderschule: Erfahrungen, Erkenntnisse, Perspektiven

Freitag, 10.11.2006 und Samstag, 11.11.2006

Ort: Wuppertal

Der Deutsche Kinderhospizverein veranstaltet am 10. und 11. November 2006 eine bundesweite Fachtagung mit dem Titel „Krankheit, Tod und Trauer in der Förderschule: Erfahrungen, Erkenntnisse, Perspektiven“ für Mitarbeitende im Bereich Förderschulen, Schulen für Kranke und für betroffene Familien. Tagungsort ist das ART Hotel in Wuppertal.

Leben und Tod gehören zusammen; eins ist ohne das andere nicht möglich. Dennoch begegnen uns Sterben und Tod immer wieder zur Unzeit – auch in der Schule.

- Wie können wir lebensverkürzend erkrankten Kindern beistehen, sie begleiten?
- Welche Bedürfnisse haben betroffene Eltern an die Förderschulen ihrer Kinder?
- Was wünschen sich die erkrankten Kinder und Jugendlichen von uns als Begleiterinnen und Begleiter?

Die Fachtagung möchte Informationen, praktische Erkenntnisse aus der pädagogischen und kreativ-künstlerischen Arbeit, Erfahrungswissen aus der Kinderhospizarbeit und den gegenseitigen Austausch miteinander verschränken.

Vorträge informieren über wissenschaftliche Erkenntnisse zur Begleitung lebensverkürzend erkrankter Schüler im Leben und Sterben, über Möglichkeiten des Systems Schule im Umgang mit dem Thema Schule und Tod, über Spiritualität in der Arbeit mit schwerst mehrfach behinderten Kindern und Jugendlichen, über die hilfreiche Funktion von Ritualen in der Lebensbegleitung und Trauerbewältigung und über weitere Themen.

Aus der Sicht betroffener, in der Kinderhospizarbeit Aktiver wird der Frage nachgegangen, wie sich die Lebenssituation in einer Familie mit einem lebensverkürzend erkrankten Kind darstellt. Welche Wünsche ergeben sich aus der Sicht von Müttern, Vätern und Kindern an die Förderschule?

Wie kann die Kommunikation zwischen Betroffenen und Mitarbeitenden im Bereich Förderschule gelingen?

Kunstpädagogen zeigen Ausschnitte aus ihrer praktisch-künstlerischen Arbeit mit lebensverkürzend erkrankten Kindern, Clowns geben Einblicke in ihre Praxis der Begleitung in der Kinderhospizarbeit und ein Pantomime bringt ein Kinderstück zur Aufführung.

Ein Markt der Möglichkeiten präsentiert pädagogische Anregungen aus der praktischen Arbeit und stellt unterschiedliche Initiativen im Bereich Schule und Tod vor.

Als Referenten konnten unter anderem Frau Prof. Dr. em. Ursula Haupt, klinische Psychologin BDP und Universitätsprofessorin für Körperbehindertenpädagogik, Herr Dr. Thomas Holzbeck, Förderschullehrer, Pädagogischer Mitarbeiter im Fachbereich Katholische Theologie an der J. W. Goethe Universität Frankfurt, Herr Dr. Volker Daut, Akademischer Oberrat an der Philosophischen Fakultät III, Institut für Sonderpädagogik, Lehrstuhl Sonderpädagogik – Körperbehindertenpädagogik, Herr Dr. Sven Jennessen, Wissenschaftlicher Mitarbeiter in Lehre und Forschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Institut für Sonderpädagogik, Prävention und Rehabilitation und Herr Prof. Dr. Christoph Leyendecker, Inhaber des Lehrstuhls „Rehabilitation und Pädagogik bei Körperbehinderung“ an der Fakultät Rehabilitationswissenschaft der Universität Dortmund gewonnen werden.

Weitere Informationen:

Deutscher Kinderhospizverein e. V.

Edith Droste

Bahnhofstr. 7

57462 Olpe

Tel.: 02761/8379822 montags – mittwochs

02973/809640 donnerstags – freitags

Email: edith.droste@deutscher-kinderhospizverein.de

Homepage: www.deutscher-kinderhospizverein.de im Bereich

Kinderhospizakademie/Fachtagung

Kommunikation bei nichtsprechenden Kindern

Freitag, 10.11.2006 und Samstag, 11.11.2006

Ort: Frankfurt a.M.

Besonderheiten in der Kommunikation zählen als Kernsymptome sowohl des Frühkindlichen Autismus als auch des Asperger-Syndroms. Sie reichen vom Ausbleiben der Entwicklung verbaler Sprache über stereotypen Sprachgebrauch bis hin zu monotoner Intonation und Verständnisschwierigkeiten bei Ironie- und Metapherngebrauch des Gesprächspartners. Bisher gibt es noch kein schlüssiges Modell, das alle Schwierigkeiten dieser Personen erklären könnte.

Ausgehend von einer kursorischen Darstellung der Besonderheiten und einem Versuch der Erklärung für ihr Zustandekommen durch die Darstellung verschiedener Erklärungsmodelle werden verschiedene Möglichkeiten der Kommunikationsförderung bei Menschen ohne verbale Sprache aufgezeigt. Sie reichen von Techniken zum Erwerb verbaler kommunikativer Fähigkeiten, wie der Assoziationsmethode oder verhaltenstherapeutischen Programmen bis hin zu alternativen Kommunikationsformen, wie der Gestützten Kommunikation und PECS. Die beiden letztgenannten Techniken, Menschen ohne verbale Sprache eine differenzierte Kommunikation zu ermöglichen, werden ausführlicher dargestellt, diskutiert und auch kritisch bewertet.

In der Veranstaltung wird angeknüpft an die Probleme und Fragen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Information und Anmeldung:

Internet: <http://www.bildungsakademie-sonderpaedagogik.de>

Filzen in der Schule - warum denn das?

Freitag, 17.11.06 und Samstag, 18.11.06

Ort: Höchst/Odenwald

Filzen in der Schule bedeutet:

Projektorientiertes Lernen mit Kopf, Herz, Hand und Fuß

Filzen begeistert uns und unsere Schüler, denn es spricht alle Sinne an

den **Kopf** - wir konzentrieren uns, wir werden kreativ, wir erweitern Unterrichtsthemen - der Kopf wird frei

das **Herz** - wir fühlen uns wohl, der Umgang mit der Wolle macht uns ruhig und zufrieden, wir erleben uns als Gruppe - Emotionen werden angesprochen

die **Hand** - wir streicheln, matschen, kneten, reiben, walken, werfen, rollen, modellieren – ganz zart und ganz kräftig, ganz vorsichtig und ganz heftig -vielfältige Tasterlebnisse werden ermöglicht

den **Fuß** - wir treten die Wolle mit nackten Füßen, unsere Füße schmatzen durch den Seifenschaum – der ganze Körper kommt zum Einsatz

In unserem Kursangebot werden die TeilnehmerInnen eigene Filzverfahren machen. Die praktische Arbeit und Materialerfahrung stehen im Vordergrund. Die Angebote sind so ausgewählt, dass sie mit allen Schülern umgesetzt werden können. Verschiedene Techniken werden erlernt. Unterschiedliche Arbeitsmethoden, Einzel-, Partner- und Gruppenarbeit sind in das Konzept integriert.

Besonders gut lässt sich das Filzen in Fördergruppen, in sonderpädagogischen Arbeitsfeldern und im Gemeinsamen Unterricht einsetzen. Es ist eine Bereicherung des Unterrichtsalltags.

Es überrascht uns immer wieder neu, wie das Material und die Tätigkeit per se projektorientierte, ganzheitliche und sogar therapeutische Prozesse beinhalten.

Information und Anmeldung:

Internet: <http://www.bildungsakademie-sonderpaedagogik.de>

Dezember 2006

Für Dezember liegen uns keine Termine vor.

Über die Autoren

Werner Schlummer

Dr. phil. Werner Schlummer, Universität zu Köln, Heilpädagogische Fakultät, Seminar für Geistigbehindertenpädagogik; Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Öffentlichkeitsarbeit in Einrichtungen der Behindertenhilfe, Berufliche Rehabilitation, Mitwirkung und Mitbestimmung in Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung, Organisationsentwicklung in Einrichtungen der Behindertenhilfe, Werkstätten für behinderte Menschen

Kontakt: Klosterstraße 79 b, 50931 Köln
E-Mail: werner.schlummer@hrf.uni-koeln.de

Jochen Friedrich

Qualifizierungs- und Vermittlungsdienst sowie pädagogische Beratung bei den Delme-Werkstätten gGmbH.
Promotion 2006 am Institut für Sonderpädagogik, Prävention und Rehabilitation der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Kontakt: Dr. Jochen Friedrich, Delme-Werkstätten gGmbH
Tel. 04241-930125
Email: j.friedrich@delme-wfb.de

Ferdinand Klein

Univ.- Prof. em. Dr. Ferdinand Klein, geb. 1934; Volks- und Sonderschullehrer; bis 1980 Rektor der Erlanger Lebenshilfe-Schule; bis 1990 Professor an der Universität Mainz; bis 1997 Professor an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, Fakultät für Sonderpädagogik in Reutlingen, beurlaubt für eine 2-jährige Tätigkeit (1992/94) als Aufbaudirektor am Institut für Rehabilitationspädagogik der Universität Halle-Wittenberg; seit 2000 Gastdozent in der Slowakei, insbesondere am Lehrstuhl für Heilpädagogik der Comenius-Universität Bratislava

Kontakt: Univ.- Prof. em. Dr. Ferdinand Klein
Gastprofessor am Lehrstuhl für Heilpädagogik der
Comenius-Universität Bratislava und der
Gusztáv-Bárczi-Fakultät für Heilpädagogik der
Eötvös-Loránd-Universität Budapest

E-Mail: ferdiklein1@yahoo.de
Mühlmoosstraße 2, DE-83043 Bad Aibling

Hinweise für Autoren

Falls Sie in „Heilpädagogik online“ veröffentlichen möchten, bitten wir Sie, ihre Artikel als Mailanhang an eine der folgenden Adressen zu senden:

sebastian.barsch@heilpaedagogik-online.com

tim.bendokat@heilpaedagogik-online.com

markus.brueck@heilpaedagogik-online.com

Texte sollten uns vorzugsweise als reine ASCII-Datei zugesandt werden.

Falls Sie den Text jedoch lieber als Word-Dokument versenden möchten, können Sie [diese Formatvorlage](#) nutzen. Der Umfang eines Beitrages sollte den eines herkömmlichen Zeitschriften - Artikels nicht überschreiten, also nicht länger als 20- 25 (maximal) DIN A4-Seiten sein.

Jeder Beitrag soll den Standard-Anforderungen wissenschaftlichen Arbeitens entsprechen. Zitate und Vergleiche sind im Text zu kennzeichnen (AUTOR + Jahr, Seite). Dem Beitrag ist ein Verzeichnis der verwendeten Literatur anzufügen (Nachname, Vorname abgekürzt: Titel. Erscheinungsort + Jahr, ggf. Seitenzahlen). Zur Information der Leser ist weiterhin ein kurzes Abstract auf Deutsch und Englisch mit Schlüsselwörtern zu jedem Beitrag erforderlich (Umfang max. 10 Zeilen).

Leserbriefe und Forum

Leserbriefe sind erwünscht und werden in den kommenden Ausgaben in Auswahl aufgenommen – soweit uns Leserbriefe erreichen. Sie sind an folgende Adresse zu richten:

leserbrief@heilpaedagogik-online.com

Alternativ können Sie ihre Meinung auch direkt und ohne Zeitverlust im Forum auf unserer Seite kundtun:

<http://heilpaedagogik-online.com/netzbrett>

Wir werden die dort vorgenommenen Eintragungen – ob anonym oder namentlich – nicht löschen oder ändern, sofern sie nicht gegen geltendes Recht verstoßen oder Personen und Institutionen beleidigen.